Ueber Volkshaß und über den Gebrauch einer fremden Sprache

von

E. M. Arndt.

Ἑις ὀιωνος ἀριϛος, ἀμυνασθαι περι πατρης.

Leipzig,
in Johann Benj. Georg Fleischer's Buchhandlung.
1813.

Ueber

Volkshaß.

Man will hier einen Gegenstand, der unstreitig einer der wichtigsten Gegenstände der Geschichte und auch der politischen Gesetzgebung ist, keineswegs erschöpfen — dann müßte man ein Buch schreiben — sondern bloß einige Worte zur Verständigung sprechen, einige leichte Gedanken hinwerfen, die über das Ganze wieder Gedanken erregen. Dies ist das Leben fliegender Blätter.

In Zeiten von Krieg und Hader, besonders in so unglücklichen Zeiten, wo einige Völker oder Ein Volk nach allgemeiner Herrschaft streben, andere vor der Schande der Knechtschaft oder unter dieser Knechtschaft zittern, oder kämpfen, damit diese Schande nicht über sie komme, oder damit die gekommene abgeschüttelt werde — da wird natürlich oft geredet von dem, was man Volkshaß oder Nationalhaß nennt.

Die Einen sagen dann: Volkshaß ist so natürlich und nothwendig als das Leben, ja er ist das Leben selbst, denn ohne reinen Haß gegen Etwas ist gar kein Leben, wenn anders nicht Faulheit, Geistlosig-

keit, Schlaffheit, oder gar die wirkliche schändliche Knechtschaft, deren Einleiterinnen jene drei ersten sind, Leben genannt werden soll. Erdreistet sich vollends ein Volk, mich und mein Volk unterjochen und zu einem Knecht machen zu wollen, so fordern alle Gefühle erlaubter Rache, die Gott zur Vertheidigung meines Daseyns in meine Brust gepflanzt hat, ja alle Gefühle der Tugend mich auf, solches nicht zu leiden, sondern gegen die Unterdrücker aufzustehen und durch alle mögliche Mittel zu schänden und zu verderben, die mich und mein Volk schänden und verderben wollen. Da ist der Haß gegen das fremde Volk nicht allein erlaubt, sondern geboten; denn die Knechtschaft ist die Amme aller Laster und die Großmutter aller Lüge und Teufelei: ein Sklav kann sein Angesicht und seine Gedanken nicht zum Himmel erheben, er kann Gott nicht anbeten, er kann keine seiner Pflichten sicher und würdig erfüllen, ein Sklav eines fremden Volkes kann überhaupt kein Mensch seyn.

Die andern warnen dann: Haß, Rache, Rachekrieg, Krieg auf Leben und Tod, Aufforderung, alle Fremden, die des eigenen Landes Herren seyn wollen, ohne Gnade zu vertilgen, wo sie sich in deinen Gränzen finden — welche gräuelvolle und abscheuliche Worte für einen Christen! wie klingen sie gleichsam aus der alten lange verschollenen heidnischen Wildheit und Rohheit hervor, und wollen milde und gesittete Völker, ja gar christliche Völker, wieder zu reißenden Thieren machen! Wir sind Christen, wir haben die Lehre der Gnade und Freundlichkeit Gottes, wir haben das Evangelium von der Liebe, und wir sollten eine solche verruchte Lehre von Haß und Rache unter uns predigen lassen? Sagt nicht Christus unser Herr: Segnet, die euch fluchen, und thut wohl denen, die euch hassen, und wir wollten bloß die wilden und unmenschlichen Triebe walten

lassen, und noch hoffen, daß Gott uns bei solchen Empfindungen und Gesinnungen Glück und Sieg geben soll? Nimmermehr. Ihm müssen wir die große Sache und ihre Entscheidung anheimstellen, ihm, bei welchem der Anfang und das Ende aller Dinge ist, und alles in Menschlichkeit, Geduld, und Verträglichkeit ausführen und ausführen lassen; denn der Sanftmüthigste kann wohl der tapferste seyn und der Mildeste der unerschrockendste in der Schlacht, und wilde und racheluſtige Herzen haben nicht immer den größten Muth.

So stehen in Zeiten der Zwietracht und des Unglücks, wie die Zeit ist, worin wir leben, zwei Partheien gegen einander, die in einem gewissen Sinn beide Recht haben, meistens aber leere Lufthiebe gegen einander thun, weil sie von zu verschiedenen Welten sprechen. Jene Ersten haben unstreitig Recht — das sagt einem jeden tugendlich und frei gesinnten Mann sein Gefühl; jene Zweiten haben es auch, wenn man die Sache bloß überirdisch oder vielmehr außerweltlich ansieht. Wenn man aber das, was auf Erden wirklich ist und geschieht, wenn man die Menschen, wie sie sind und seyn müssen, betrachtet, so haben sie völlig Unrecht. Sie vermischen zwei Welten, die geschieden stehen und ewig geschieden stehen werden, die kleine und die große, die irdische und die himmlische Welt, und wollen für die erste Grundsätze gelten lassen, die nur für die zweite gelten sollen. Ihr Christenthum ist nur ein schlecht verstandenes Christenthum; denn wenn wir glaubten und thäten, wie sie meinen, so hätte Christus das Evangelium der Faulheit gepredigt. Ich sage, wie es ist.

Der sanftmüthigste, mildeste, frommste Mensch, mit Einem Worte der Christ, ist allerdings das Schönste, was man denken oder sehen kann, und ein solcher Mensch wird gewiß alle Pflichten des Lebens zugleich auf das stillste und tapferste erfüllen;

er wird im Unglück am festesten stehen, weil er Gott in seinem Herzen hat; er wird in der Schlacht wie ein unerschütterlicher Fels ausharren, weil allein die Schande Schrecken für ihn hat und der Tod gar keine. Aber wie? ihr, die ihr so viel sprechet von Christenthum und von christlicher Liebe, sollte ein solcher sanftmüthiger und frommer Christ gar nicht zürnen und ergrimmen können? O ihr irret; ihr kennet das Menschliche nicht, weil ihr keine Menschen mehr seyd, sondern in Faulheit und Abgestorbenheit der edlen und kühnen Triebe der menschlichen Natur unterginget. Ein Mensch, der die rechte Liebe hat, muß das Böse hassen, und hassen bis in den Tod. Das hat Christus gethan, welcher doch der Sanftmüthigste war und wie ein himmlisches Kind in Freundlichkeit auf Erden wandelte. Wißt ihr nicht, wie er die heuchlerischen und klüglerischen Pharisäer schalt und verspottete? wie er ergrimmte, als er den heiligen Tempel zu Jerusalem entweiht sah, und den Krämern und Wechslern die Tische umstieß und sie hinaustrieb? Könnt ihr fühlen, welch ein tiefer und hoher Zorn es war, der ihn am Kreuz über das Böse und über die Sünde triumphiren ließ? Hat er euch nicht gesagt: Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern den Krieg? Hat er euch nicht gelehrt, haben seine Jünger und Boten nach ihm nicht gelehrt, daß das ganze Leben des Menschen und Christen ein ewiger Kampf und Krieg seyn soll gegen das Böse? — Und ist es dem Menschen auf Erden gegeben, in unschuldigem Frieden zu wohnen, er habe denn das Schwerdt in der Hand und im Herzen? Wann er durchaus allen Haß von sich halten und sich gegen Tyrannei und Verruchtheit nicht waffnen will, wird diese Tyrannei und Verruchtheit ihn nicht fassen und mit Gewalt zur Unterdrückung und Schändung der Unschuld und Gerechtigkeit treiben? — Also Krieg, blutiger Krieg

gegen alle Schande und Ungerechtigkeit, und gegen alles, woraus Schande und Ungerechtigkeit brütet! Abscheu vor der Sklaverei, weil der Sklav kein Mensch, sondern ein kriechendes Thier ist: Haß und Rache gegen die Tyrannei und gegen alle Tyrannen, weil sie die Freiheit und Freude und jedes edle Gefühl und jeden göttlichen Gedanken von der Erde vertilgen wollen! Diesen Haß den Enkeln und Urenkeln eingehaucht und überliefert, als ein Unterpfand der Tugend und der christlichen und menschlichen Liebe. Das ist das rechte Christenthum und die rechte Menschlichkeit, das ist die rechte alte teutsche Treue und Tugend. Wenn in so edlem Haß und so edlem Rachekrieg gegen das Unrecht und die Schande auch jede Art der Verwüstung über ein Land kömmt, auch alle seine Bewohner in so heiligem Kampfe umkommen — stolze Streiter für Freiheit und Gerechtigkeit, das rechnet nicht, weil ihr das nicht rechnen könnet; das müsset ihr Gott rechnen lassen, ihr aber müsset eure Pflicht thun. Glaubet jenen nicht, die euch eine Sanftmuth und Geduld predigen, welche wahrlich nicht christlich sind; glaubet euren eigenen Gefühlen, glaubet den Gefühlen, welche alle bessere und edlere Menschen von jeher gehabt haben und ewig haben werden. Auch diese Gefühle sind von Gott in die Menschenbrust gepflanzt, sie gebieten die größten Thaten und Tugenden, wie könnten sie denn Sünde seyn? Sie und ihre Werke sind das Einzige, warum wir die oft so schwermüthige und traurige Geschichte studieren, warum wir glauben, daß es werth ist, Mensch zu seyn. — Und wir wollten leiden, daß man sie uns als etwas Abscheuliches und Unchristliches zeigte? Nein nimmermehr. Es ist ein angebornes Gefühl, daß schon jedes Kind sich des Unterdrückten gegen den Unterdrücker annimmt, daß es Thränen heiligen Zorns und heiligeren Mitleids vergißt, wenn die Tugend dem Laster und die Kraft der Hinterlist erliegt. Warum

sollte der Mann sich dieser Empfindungen schämen, wenn er ein Mann ist? Wir weinen in der Bibel über König Sauls Fall, welchen die Tücke Samuels und der Ehrgeitz Davids verdirbt; Tyrus, Karthago, Numantia, Hannibal, Mithridates, Kato dünkten uns herrlichere Namen als Alexander, Rom, Scipio, Pompejus, Cäsar, weil sie für die Tugend und die Gerechtigkeit untergingen. Wir würden nicht weinen und bis in das tiefste Herz brennen, wenn sie sich wie die Schafe in Geduld hätten abschlachten lassen. Weil sie sich und ihr Leben, weil sie Hab' und Gut, Weiber und Kinder, Festungen und Mauern lieber durch Feuer und Schwerdt fallen sehen, als in die Knechtschaft und Schande willigen wollten, darum weinen und glühen wir. Soll ich zur Gegenwart kommen? soll ich das Jüngste nennen? soll ich mich auf die Gefühle berufen, welche alle edle Europäer die letzten Jahre gehabt haben und noch jeden Augenblick haben? Wer hätte es gewagt, die von Saragossa zu schelten, welche sich unter Schutt und Flammen begruben? wer hat des hochherzigen Palafox Tugend und Geronas Stolz und Hostalrichs Standhaftigkeit vergessen? wer hat die Flammen von Smolensk und Moskwa nicht bewundert? Wir wissen, wie die Spanier Krieg führen, wie die Russen ihn geführt haben; wir haben gehört, was sie begeisterte. Wagen wir, diese Völker Wilde und Unchristen zu nennen? Ich weiß wohl, was alle Besseren schlecht und unchristlich genannt haben; aber ich will alte und neue Schanden hier nicht wieder aufrufen.

Nein, das ist menschlich und christlich, das Gute und Gerechte, oder das was man für gut und gerecht hält, zu thun und dafür alles hinzugeben, und auch das Leben, welches ohne das Gefühl der Tugend und des Stolzes gar keinen Werth hat. Schändlich aber ist es, wo die Pflicht gebietet, über den Ausgang und die Folgen zu klügeln, und immer zu fragen, wie viel

man kann und was man ausrichten wird; man soll allein fragen, was man thun muß, und Gott die Ausführung überlassen. Das ist die wahre Tugend und das wahre Christenthum. Jene Prediger aber von sogenannter christlicher Geduld und Freundlichkeit und Versöhnlichkeit wissen von dem christlichen Gott und dem Leben nichts, sondern weil ihr Gemüth klein und feig und elendig ist, darum haben sie sich auch einen weinerlichen und weichlichen Gott erfunden, welcher nicht zürnen noch strafen kann. Der rechte Gott aber ist auch ein zorniger und gewaltiger Gott, der das Böse ewig strafen muß und dem die faule Tugend und die mürbe Feigheit nicht gefällt, wodurch alle Redlichkeit und Freiheit von der Erde verschwinden würde. Weil er der Gott der Liebe ist, darum gefällt ihm Haß; weil er ein Gott der Freude ist, darum gefällt ihm Muth: jenes Gesindel aber, welches weder liebt noch haßt, sondern mit bunten Worten tändelt und mit eitlen Gedanken hin und her würfelt, hat ihm nimmer gefallen; denn Gott heißt nicht der Hin und Her und der Gestern und Heute, sondern der Eine und Derselbe. Warum aber edle Völker oft den schlechten, warum redliche Männer oft den treulosen unterliegen, oder vielmehr zu unterliegen scheinen, warum Hinterlist und Verbrechen oft stärker scheint, als Treue und Tugend — das sollen wir Gott nicht fragen, denn seine Wege sind unerforschlich.

Wo um die höchsten menschlichen Dinge, wo um das Recht und die Freiheit der Kampf steht, da sind Haß und Rache also erlaubt, weil der irdische Mensch ohne lebendige Gefühle nichts Lebendiges und Kühnes thun und wagen kann. Gott will diesen Haß, ja er gebietet ihn. Er hat selbst einen Haß gesetzt und in die ganze Natur gelegt. Schon die ältesten Weltweisen sagten: aus Liebe und Haß seyen alle Dinge geboren, und ihr Ausspruch bleibt wahr bis auf diesen Tag. Die ganze Natur, welche ein

Ausfluß und ein Bild des verborgenen und unsichtbaren Gottes ist, lebt allein und erschaffet allein durch einen ewigen Krieg und Kampf der Kräfte, und würde ohne diesen Krieg todt und geistlos und gefühllos seyn, sie würde keine göttliche Natur mehr seyn. Gott hat dasselbe mit dem Menschen gewollt. Der Mensch ist die zweite Natur, die zweite und höhere Natur, welche Gott hier auf unserm Planeten gemacht hat, ein so reiches, herrliches, und mannigfaltiges Gebilde, daß er in seinen unendlichen Stufen und Verschiedenheiten die ganze übrige Natur und ihre Bilder in sich abgedruckt trägt. Damit dies seyn könnte, schuf Gott verschiedene Klimate, und senkte verschiedene Anlagen, Triebe, Neigungen, und Fertigkeiten in des Menschen Brust; damit dies bestehen könnte, schuf er verschiedene Sprachen und stiftete Abneigungen, ja Feindschaften zwischen den Völkern: doch so, daß es allgemeine Gefühle und Begriffe von Tugend und Gerechtigkeit giebt, welche allen Völkern der Erde gemein sind und wodurch in einer höheren Eintracht und Uebereinstimmung das verbunden wird, was man die Menschheit nennt. Jene Menschheit, jene heilige und göttliche Gemeinschaft aller Völker und Länder, verehren und wollen auch wir; darin mag sich der Geist des Christenthums, der Geist der Menschlichkeit und der Sanftmuth zeigen; da beginnt das heitere und fröhliche Reich der Liebe — nicht aber da, wo die matten und nervenlosen Seelen meinen, die von einer Tugend ohne Arbeit und Gefahr träumen.

In der ganzen Natur, welche eine Natur Gottes und ein wunderbares Wesen göttlicher Tiefe und Weisheit ist, stößt und zieht Haß und Liebe von Ewigkeit her. Vieles haben die Forscher uns davon erklären können, Manches werden unsere Enkel und Urenkel noch lernen, das tiefste Leben der Geister, oder das Leben selbst wird immer ein unergründliches Geheimniß bleiben. Wir wissen, wie Thiere besondere Abnei-

gungen und Feindschaften gegen einander haben in ihren Geschlechtern, und wie sie sich und ihr Daseyn dadurch vertheidigen und beschützen, daß sie durch andere nicht untergehen; wir haben solche sonderbare Feindschaften und auch Freundschaften unter den unvollkommener gebildeten Geschöpfen, den Bäumen und Pflanzen und Gewürmen bemerkt. Gott hat die Verschiedenheit gefallen, denn Gott gefällt das lebendige Leben und ein freier und lustiger Wettkampf der Kräfte. Gott hat diese Verschiedenheit auch unter den Menschen gewollt, und deswegen hat er sie gestiftet: darum die verschiedenen Völker, Länder, und Sprachen, und was sich daraus wieder für eine Unendlichkeit von Verschiedenheiten erzeugt.

Wer also von Einer Religion, von Einem Staate, von Einer Sprache, von Einem gebietenden Volke spricht, der spricht gegen Gott und seinen ewigen Willen. Wer alle Völker vereinigen, wer allen Völkern gebieten, wer die Verschiedenheiten, die Gott geschaffen hat, vertilgen will, der thut wider Gottes Willen: ein Eroberer, ein Völkervereiniger, ein Tyrann ist nicht von Gott, sondern, wann ein solcher erscheint, so ist das ein Zeichen, daß die Zeit schlecht, matt, und gleichgültig ist, oder daß sie einen großen Uebergang zu einem neuen Weltalter macht. Diese kleine Einheit der sklavischen Verbrüderung und Geduld der Knechtschaft, welche feige Seelen wohl auch als eine menschliche und christliche Geduld predigen, erschafft nichts, als Dummheit, Faulheit, und Geistlosigkeit, sie erschafft jenes traurige Einerlei, welches in allen Despotenstaaten Tod und Verwesung heißen kann und woraus alle Laster und Schanden brüten. Damit nun solches nicht geschehe, wenigstens nicht leicht geschehe; damit unheilige und frevelhafte Tyrannen nicht jedes Jahrzehend wie Pilze aus der Erde wachsen, hat Gott bei dem menschlichen Geschlecht in den unteren Trieben verschiedene Liebe und verschiedenen Haß gesetzt, wel-

che streiten und wirken, daß nicht alles in einander gemischt werde. Wir wollen einmal an einzelnen Beispielen sehen.

Die großen Gegensätze des Klimas geben die ungeheuerste Verschiedenheit, z. B. ob du in Petersburg oder Sevilla, in Smyrna oder Stockholm, am Nordkap oder am Senegal geboren bist. Diese Menschen tragen die verschiedensten Weltbilder, und gewöhnlich auch die verschiedensten Neigungen in sich — doch dies wollen wir hier gar nicht ausführen, noch auch die Gegensätze, welche lange gebrauchte und tief gewurzelte Gesetze, Religionen, und Sitten hervorbringen.

Das Größte und Bedeutendste aber liegt in der Verschiedenheit der Sprachen, weil jede Sprache das äußere Abbild des innersten Gemüthes eines Volkes ist, weil sie die Form ist, welche sich von Kind auf des ganzen Menschen, der sie spricht, am gewaltigsten bemeistert, und seinem Geiste und seiner Seele das Gepräge giebt, womit er empfinden, denken, lieben, und leben soll: sie ist der erstarrte Geist der vergangenen Geschlechter, den die Lippe aufthaut, wie sie die Worte erfaßt. Darum ist nichts trauriger und gefährlicher, als wenn ein Volk seine Sprache für eine fremde vergißt; dann begehrt es Sklav der Fremden zu werden. Aus dieser Verschiedenheit der Sprachen, und aus der eigenthümlichen Bildung, die mit einer jeden Sprache verknüpft ist, und aus manchen theils sichtbaren früheren oder späteren Ursachen erwächst der Widerwille und die Abneigung, welche die Völker in einzelnen Punkten gegen einander haben, und welche ihre Unabhängigkeit und Freiheit besser sichern, als noch so viele befestigte Städte und gezückte Schwerdter.

Der Engländer und der Franzose wohnen nahe beisammen, sie wohnten vor vier und fünf Jahrhunderten politisch noch viel näher, wo die Engländer in vielen französischen Landschaften herrschten. Wären

die Engländer eben so leicht, eben so lustig, eben so tändelisch und gaukelisch, eben so wankelmüthig in Sitten und im Leben gewesen, als die Franzosen, hätten sie durch Derbheit, Schwerfälligkeit, Ungefälligkeit, ja selbst durch das, was einem Engländer mit Recht Tugend heißt, durch Ernst der Sitten und republikanische Strenge das französische Gemüth nicht täglich verletzt, wer würde die Franzosen damals von dem Joche Englands gerettet haben? Das Verschiedenartige rettete sie, denn es gab ihnen Volkshaß.

Hätten Roms Wollüste und Schauspiele und Thierhetzen, die Weichlichkeiten und Zierlichkeiten der Kaufleute und Krämer, die Salben und Balsame und Oele, die unter den Ruthen hervorblitzenden Beile, und die Rednerkünste der Richter und Sachwalter den alten Germanen, unsern Vorvätern, gefallen, nie wäre der Held Arminius in Geschichten gehört worden und die Teutoburger Schlacht und das Lechfeld und Hunnenfeld wären keine Namen. Sie liebten aber ihre Gesetze und Sitten und Sprache mehr, als was die Fremden ihnen bringen wollten, oder als Preis der Knechtschaft aus der Ferne zeigten — und die Römer wurden geschlagen und über den Rhein und die Donau getrieben, und Rom ging endlich durch germanische Tapferkeit zu Trümmern. Daß war Volksliebe und Volkshaß.

Ich nenne noch Einiges, was unsern Vätern an ihren Nachbarn nicht gefiel, und wodurch sie in Freiheit bestanden sind, weil es als entschiedene Abneigung oder Haß ihnen gegen das Eindringen des Fremden oder Ungleichen eine Schutzwehr war. — Die Italiäner waren ihnen zu ernst, zu tief, zu gewaltig, zu versteckt, zu wenig äußerlich fröhlich; sie ehrten viele italiänische Tugenden, aber fürchteten das dunkle südliche Gemüth, das ihnen zu mächtig und zu verborgen war. Daher Abneigung gegen sie. — Die Franzosen waren ihnen zu leichtsinnig, zu

flatterhaft, zu eitel, zu unstät — auch ihre Hinterlist hatten sie zu oft erfahren — zu geschwind im Gefälligen und zu träg im Ernsten; sie däuchten ihnen kein freies und zuverlässiges, kein festes und züchtiges Volk. Darum war ihr Gemüth von ihnen gewendet. — Die Wälschen aber ihrerseits schalten den Teutschen als zu schwer, zu unbehülflich, zu plump, zu feierlich, zu kalt, und zu unempfindlich; sie nannten seine Sitten steif und ungefällig, seinen Witz stumpf, sein ganzes Leben matt und langweilig; sie hielten ihn für dumm und kaum einem halben Menschen vergleichlich, und die meisten ihrer Nachkommen thun so bis diesen Tag. Dies, worauf ich hier hinweise, könnte man an vielen andern Völkern der vergangenen und gegenwärtigen Zeiten noch weiter zeigen. wenn es dessen bedürfte. Genug, es ist eine unumstößliche Wahrheit, daß alles, was Leben und Bestand haben soll, eine bestimmte Abneigung, einen Gegensatz, einen Haß haben muß; daß, wie jedes Volk sein eigenes innigstes Lebenselement hat, es eben so eine feste Liebe und einen festen Haß haben muß, wenn es nicht in gleichgültiger Nichtigkeit und Erbärmlichkeit vergehen und zuletzt mit Unterjochung endigen will. Ich könnte traurig hinweisen, wodurch die letzten Jahre über Teutschland gekommen sind. Wir liebten und erkannten das Eigene nicht mehr, sondern buhlten mit dem Fremden.

Jenen Haß, den ich eben berührt habe, der aus angebornen Verschiedenheiten der Völker entspringt, mögte ich einen äußerlichen Haß nennen; innerlich wird er, wenn ein Volk sich einmal des Frevels unterstanden hat, seine Nachbarn unterjochen zu wollen: dann brennt er bei edlen Völkern unauslöschlich.

So muß bei den Teutschen jetzt der Haß brennen gegen die Franzosen, denn sie haben sich der Kühnheit erfrecht, ein Volk unterjochen zu wollen, das stärker

und mächtiger wäre, als sie, wenn ihre Hinterlist nicht lange schon verstanden hätte, es zu entzweien und zu zerreißen. Wir sollen die Franzosen nicht allein wegen dessen hassen, was sie uns in den letzten zwanzig Jahren Uebels gethan haben, nicht wegen der Gräuel und Schanden allein, wodurch sie die letzten acht Jahre unsere heilige Erde entheiligt haben und noch jede Stunde entheiligen; nein, wir sollen sie hassen, weil sie schon über drei Jahrhunderte unsere Freiheit hinterlistig belauert haben, weil sie von Geschlecht zu Geschlecht rastlos und planmäßig gearbeitet haben, diese Freiheit zu untergraben, bis sie unter ihren letzten Banditenstreichen hingefallen ist. Die Franzosen sind unsere mächtigsten und gefährlichsten Nachbarn, und sie werden es bleiben, auch wenn die Hand des Verhängnisses den Giganten Napoleon und alle seine stolzen Entwürfe hingestreckt hat: sie können nie aufhören, unruhig, eitel, herrschsüchtig, und treulos zu seyn. Gottlob, die Zeit ist erschienen, wo der Widerwille, den das brave teutsche Volk immer noch gegen die Wälschen und ihre Sitten empfunden hat, zu einem brennenden Haß werden kann, wo er in die Seelen der Kinder so eingepflanzt werden kann, daß er aus teutschen Brüsten künftig nicht mehr auszurotten ist; die Zeit ist erschienen, wo die allmächtige Meinung der Menschen der französischen Aefferei und Ziererei, und aller der eitlen Nichtigkeit, wodurch die sogenannten gebildeten Teutschen entteutscht waren, das Todesurtheil spricht, wo das ehrliche Teutsche oben schwimmen wird und nicht das lügnerische Wälsche.

Bis in den innersten Kern vergiftet war das Teutsche von dem Fremden, die ernste Männlichkeit zu Ziererei, die hohe Wahrheit zu Schmeichelei, der grade Verstand zu schiefer Albernheit verdreht. Das ist das unvermeidliche Schicksal eines Volkes, das dem Fremden bis zur Vergessenheit des Eigenen nachge-

buhlt hat. Dahin waren wir Teutsche gekommen, daß wir nicht wußten, wieviel unsre Väter werth waren und wieviel wir werth seyn konnten. Das Unglück, worunter wir fast erliegen, hat uns zur Besinnung gebracht; wir fangen wenigstens an, nach den Wurzeln unsers Uebels zu fragen. Wann der Haß gegen die bösen Nachbarn befestigt ist für lange Zeiten, dann erst wird uns recht klar werden, wie tief wir von den alten teutschen Ehren und Tugenden herabgesunken waren. Dieser Haß wird uns wie ein heller Spiegel seyn, worin wir unsere Herrlichkeit wie unser Verderben werden sehen können; dieser Haß wird uns und unsern Enkeln und Urenkeln nach uns immer ein Aufschüttler seyn, daß wir im Glück und in der Sicherheit des Friedens nicht einschlafen können; dieser Haß wird uns grade durch die Verschiedenheit zeigen, was uns und unserm Gemüthe gleich und gerecht ist; am hellsten wird er uns immer die Gefahr zeigen, wie sehr das Französische uns verderben und wie gar nichts es uns geben kann, weil wir die allerunfähigsten sind, was in demselben etwa Gutes ist, in uns aufzunehmen und uns anzueignen.

Also doch möglich, daß die Franzosen etwas Gutes hätten; sonst klingt es bei dir, als wären sie ein durchaus verwerfliches und verächtliches Volk. — Nein, ich bin wohl zornig, aber verrückt bin ich nicht. Ich weiß recht gut, daß die meisten menschlichen Vorzüge und Mängel zeitlich und örtlich, kurz beziehlich sind; ich habe, was ich sage, auch nicht anders als in einer bestimmten und nothwendigen Beziehung ausgesprochen. Jedes Volk hat seine Tugenden und seine Gebrechen, ja, wie der Zustand der menschlichen Dinge ist, liegen gewisse Tugenden desselben sogar nothwendig gewissen Mängeln ganz nahe. Aber es giebt Stufen und Grade, und ich schäme mich nicht, den Glauben zu bekennen, daß das teutsche Volk in der Weltge-

schichte mehr bedeutet hat und mehr bedeuten wird, als das französische. Doch dieses Urtheil ist thörigt ausgesprochen: was besteht, hat ein Recht zu bestehen, und damit eine lebendige, reiche, und mannigfaltige Welt würde, hat Gott die Verschiedenheit der Länder und Völker gesetzt. Wir dürfen nicht fragen: warum ist der Türke und der Pole und der Spanier und Engländer da, ein so ganz verschiedener, anders empfindender, anders denkender, und anders strebender Mensch? sondern wir müssen meinen, daß sie da seyn dürfen, weil sie da sind. Im Allgemeinen ist die Frage thörigt, welches Volk besser sey, der Engländer oder der Spanier, der Teutsche oder der Franzose, weil die Vergleichungen gewöhnlich einen lächerlichen Streit der Eitelkeit geben, so wie es thörigt ist, wenn ich frage: ist die Eiche besser als der Dornstrauch, das Veilchen als der Schierling, die Distel als der Rosenbusch? Aber wie? wenn es den Disteln einfiele, sich mit den edlen Kindern des Rosenbusches vermählen zu wollen? sollte der Rosenbusch da seine Dornen nicht gebrauchen? Wie wenn wir der Rosenbusch wären, und die Franzosen die Disteln? Auf jeden Fall schadet uns das Vorurtheil nicht, wir seyen es; wir wehren uns desto baß der ungebührlichen Vermischung mit dem Ungleichen.

Grade die Vermischung mit dem Ungleichen — das ist der Tod der großen Tugend und die Geburt der Eitelkeit. Auch diejenigen Menschen werden nichtig, schwächlich, und eitel, welche sich nicht aus ihren eigenen Anlagen herausarbeiten wollen, sondern welchen es leichter däucht, andern nachzuahmen und sich in fremde Naturen gleichsam hineinzuleben. Eben so ist es mit den Völkern. Jedes Volk behalte das Seine und bilde es tüchtig aus, hüte sich aber vor aller Buhlerei mit dem Fremden, weil es die Tugenden der Fremden dadurch nicht gewinnen kann, die eigenen Tugenden aber schwächt und verdunkelt: nur das

Oberflächliche, Alberne, und Eitle gewinnt man von den Fremden. Wende ich das auf den Teutschen an, so paßt es besonders auf ihn, weil er, von Gott mit besonderem Reichthum von Eigenheiten begabt, von Natur ungeschickt ist, sich in fremden Gestalten leicht, gefällig, und liebenswürdig zu bewegen. Nur Völker, welche wenig eigene Tiefe haben, können das mit größerer Leichtigkeit, als er.

Ich will denn Haß, festen und bleibenden Haß der Teutschen gegen die Wälschen und gegen ihr Wesen, weil mir die jämmerliche Aefferei und Zwitterei mißfallt, wodurch unsere Herrlichkeit entartet und verstümpert und unsre Macht und Ehre den Fremden als Raub hingeworfen ward; ich will denn Haß, brennenden und blutigen Haß, weil die Fremden laut ausrufen, sie seyen unsere Sieger und Herren von Rechtswegen, und weil wir das nicht leiden dürfen. Laß die Franzosen in Frankreich Franzosen seyn, in Teutschland sollen sie es nicht seyn; da müssen sie und ihre Anhänger und Evangelisten geächtet seyn und als Hochverräther an dem Lande und Volke bestraft werden; da ist die einzige Menschlichkeit, diejenigen zu vertilgen, welche das göttliche und menschliche Recht durchbrechen und sich frevelhafter Tyrannei anmaßen; da ist die einzige menschliche und christliche Pflicht, die Schande auszurotten und den Frevel zu demüthigen, und das Eisen den Evangelisten der Freiheit seyn zu lassen.

Ich will denn Haß gegen die Franzosen, nicht bloß für diesen Krieg, ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer. Dann werden Teutschlands Gränzen auch ohne künstliche Wehren sicher seyn, denn das Volk wird immer einen Vereinigungspunkt haben, sobald die unruhigen und räuberischen Nachbarn darüber laufen wollen. Dieser Haß glühe als die Religion des teutschen Volkes, als ein heiliger Wahn in allen Herzen, und erhalte uns immer in

unserer Treue, Redlichkeit, und Tapferkeit; er mache Teutschland den Franzosen künftig zu einem unangenehmen Lande, wie England ihnen ein unangenehmes Land ist. Die beiden Völker haben bei einander nichts zu thun, die Franzosen haben bei ihnen selbst Landes genug, wir haben es auch bei uns, und es wird kein großer Verlust für uns seyn, wenn die französischen Sprachmeister, Tanzmeister, Abbés, Kammerdiener, Köche, Salbenkrämer, Kammerzofen, und Gouvernantinnen unserer Töchter und unserer Bordelle das grobe Allemannien als ein unausstehliches und abscheuliches Land künftig fliehen. Wahrlich wir wären wieder Menschen und Männer, hätten wir diese Pest unsers Lebens und unserer Sitten nie gekannt.

Aber die Menschheit, die Gottheit, das Christenthum, wie bestehen die mit deiner wilden Lehre? Auch alle zarten Bande der Menschheit, auch jene zartesten, welche Künste und Wissenschaften zwischen den Ländern weben, zerreißest du. Barbaren oder Wilde mögten deine Lehre billigen, nicht ein gebildeter Europäer des neunzehnten Jahrhunderts. — Ich habe mich hierüber schon erklärt, und will es noch mit zwei Worten thun.

Die Gottheit, die Menschheit, und die Religion der Liebe und Barmherzigkeit werden durch meine Lehre nicht gefährdet, noch werden Wissenschaften und Künste dadurch verdorben. Umgekehrt. Wo die Völker geschieden stehen, jedes in seiner vollen Eigenthümlichkeit, wo ein stolzer und edler Haß das Verschiedene und Ungleiche trennt oder getrennt hält, da wird jedes sich auf das volleste, würdigste, und eigenthümlichste ausbilden und also wird die große Aufgabe der Menschheit und der klare Wille der Gottheit am besten erfüllt werden. Auch das Christenthum

verdammt diese Lehre nicht, sondern je stolzer, fester, und auf ihm selbst gegründeter ein Volk und ein Mann steht, desto einfältiger, frommer, und christlicher werden sie seyn. Auch die Künste und Wissenschaften gewinnen dabei, weil aus dem Gemischten und Widerstrebenden nichts Hohes und Reines hervorgehen kann, sondern nur aus dem Einfachen und Uebereinstimmenden, und weil bei der Nachäffung des Fremden mit eitlen Versuchen und Bestrebungen unglaublich viele Zeit und Kraft verloren wird. Was thut es dem Franzosen, wenn der Teutsche ihn Windbeutel, Narr, Luftspringer nennt, wenn er ihn für eitel, geckisch, und untreu hält? Was thut es dem Teutschen, wenn der Franzose ihn teutsches Rindvieh, Trunkenbold, Pedant nennt, wenn er ihn für plump, grob, steif, gefühllos, und geschmacklos hält? Laß das stehen als eine wohlthätige Scheidewand, ja führe diese Scheidewand noch höher auf, welche die beiden Völker als Völker von einander trennt: sie werden sich beide wohl dabei befinden. Als ganzes Volk mit ganzem Volke werden sie mit einander nie etwas zu thun haben, als mit den Waffen, wenn das eine Volk das andere bedrängen, oder gar unterjochen will. Und da ist es gut für sie und für die Welt, wenn sie mit recht heißem Haß einander begegnen, und wehren, daß solches nicht geschehe.

So bleibe denn der Haß als ein heiliger und schützender Wahn im Volke. Was durch Tugend, Wissenschaft, und Kunst bei dem einen Volke in seiner Art vortrefflich ist, das Große und Menschliche, was die erhabene Einheit und Göttlichkeit der Welt ausmacht, wird darum auch dem andern Volke angehören und als Gemeingut der Menschheit von ihm angenommen und geehrt werden. Oder die ächten Franzosenhasser, die Engländer, kennen sie etwa nicht die Namen St. Bernhard, Ludwig der Heilige, Duguesclin, Bayard, Turenne, du Thou, de l'Ho-

pital, Pascal, Montesquieu, und beten sie sie nicht an? Auf dieser Höhe hört der Volkshaß auf; da beginnt die große Gemeinschaft der Völker, die allgemeine Menschheit, und da wird die Menschlichkeit und Liebe nimmer fehlen, die uns alle zu Kindern Eines Gottes und Einer Erde macht. Jede Tugend und Größe durchbricht von selbst die Schranken, welche zwischen Menschen und Völkern stehen; wer da noch hassen kann, der ist ein Barbar oder ein Thier. Ein solcher bin ich nicht, wenn sie auch sagen, das ich es bin.

Dies sind nur Einzelnheiten und Winke, welche Vorurtheilen begegnen sollen, die mehr Vorurtheile der Faulheit und Feigheit als des Verstandes sind, aber doch mit Künsten spielen, die redliche Herzen zuweilen verwirren und bethören können. Wenn diese Kleinigkeit nicht mißfällt, so werden wir nächstens zeigen, wie ein Volk, welchem die Freiheit lieb ist, sich vor dem Gebrauch der Sprachen der Nachbarvölker zu hüten hat.

Geschrieben zu Berlin den 14. Junii 1813.

Ueber

den Gebrauch einer fremden Sprache.

1\. Mos. Kap. 11.

1\. Es hatte aber alle Welt einerlei Zunge und Sprache.

2\. Da sie nun zogen gegen Morgen, fanden sie ein ebenes Land, im Lande Sinear, und wohneten daselbst,

3\. Und sprachen unter einander: Wohlauf, lasset uns Ziegel streichen und brennen. Und nahmen Ziegel zu Stein und Thon zu Kalk,

4\. Und sprachen: Wohlauf, lasset uns eine Stadt und Thurm bauen, des Spitze bis an den Himmel reiche, daß wir uns einen

Namen machen; denn wir werden vielleicht zerstreuet in alle Länder.

5. Da fuhr der Herr hernieder, daß er sähe die Stadt und den Thurm, die die Menschenkinder baueten.

6. Und der Herr sprach: Siehe, es ist einerlei Volk, und einerlei Sprache unter ihnen allen, und haben das angefangen zu thun; sie werden nicht ablassen von allem, das sie vorgenommen haben zu thun.

7. Wohlauf, lasset uns hernieder fahren, und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache vernehme.

8. Also zerstreuete sie der Herr von dannen in alle Länder, daß sie mußten aufhören die Stadt zu bauen.

9. Daher heißet ihr Name Babel, daß der Herr daselbst verwirret hatte aller Länder Sprache, und sie zerstreuet von dannen in alle Länder.

Will man einen künftigen Vagabunden machen, d. h. einen Menschen, der kein Vaterland, keine Liebe, und keine Gesinnung hat, so reise man mit seinem Sohn von dem dritten bis zum vierzehnten Lebensjahre desselben von einem Lande in das andere durch fremde Völker, Sitten, und Sprachen hin: man gebe ihm eine reisende Erziehung. Der unglückliche Mensch, dessen zarter und weicher Seele zu viele bewegliche und immer erscheinende und wieder untergehende Weltbilder vorgeführt und vorübergeführt werden, wird nie etwas Festes lieben noch halten, nie ein Ding oder einen Menschen in die Tiefe seines Gemüthes hinabziehen und sie dort wie einen Schatz hinlegen. Das Unstäte und Ungleiche, das alles ergreifen und nichts halten, kurz das keinen Karakter haben wird sein künftiger Karakter seyn; ihm ist zu viel aufgedrückt und zu wenig eingedrückt: er ist durch eine unselige Flachheit und Abgeschliffenheit für das ganze Leben neutralisirt.

Etwas Aehnliches, jedoch in geringerem Maaße, widerfährt dem, welcher schon als Kind neben der Muttersprache oder vielmehr über der Muttersprache noch in fremden lebenden Sprachen lallen lernt; er sieht und empfängt von Anfang an zu viel und zu wenig, und hat doch endlich nichts gesehen und empfangen. Denn was Gott ihm gegeben hatte, ward durch dieses thörigte Treiben sogleich verwirrt und

verdunkelt und verkehrt entwickelt; seine Kindheit und Jugend bekamen die Nahrung nicht, die seiner Natur angemessen war, sie wurden verkümmert und verkrüppelt, oder vielmehr zu früh gereitzt und aus der unschuldigen Knospe gelockt; und er mußte oft ein langes Leben durch Schwäche des Karakters und durch Wankelmuth, durch Ungleichheiten im Begehren und Denken, und durch die Unfähigkeit, die seligen und gemüthlichen Triebe des Menschenherzens zu entwickeln oder aufzunehmen, für die thörigte und gleißende Eitelkeit büßen, wodurch man seiner Kindheit schon Fertigkeiten geben wollte, die der Jüngling kaum erwerben darf: auch er ward neutralisirt.

Was ich hier an Einzelnen angedeutet habe und was das Leben uns auf jedem Schritte zeigt, gilt im geringeren Grade oft von ganzen Völkern, wenn sie aus Eitelkeit oder aus Verkennung des Eigenen und Vergötterung des Ausländischen, oder endlich durch die Gewalt der Zeit und durch das Beispiel ihrer Führer bethört und mißgeleitet, mit den Fremden tändeln und buhlen. Sie werden neutralisirt; sie verlieren das besondere und eigenthümliche Gepräge, das sie als Volk vor allen andern Völkern auszeichnen sollte; sie verlieren alle Vorliebe für sich und allen Stolz auf sich als ein solches bestimmtes Volk; sie werden ein Allerweltvolk, Allerweltmenschen, was man mit einem prunkenden Namen Kosmopoliten genannt hat; sie sind aber bei einer solchen Verwirrung und Schwächung ihrer Eigenthümlichkeit auf dem geradesten Wege, solche Allerweltmenschen zu werden, die man Sklaven und Juden nennt.

Man hat uns Teutschen vorzugsweise diese Ehre zugedacht, und uns Wunder wie sehr zu loben gemeint, wenn man uns Kosmopoliten nannte. Der große Kaiser Markus Aurelius Antoninus sagt in

seinen Selbstbetrachtungen: Die Welt ist mein Vaterland, und ich bin ein Bürger der Welt; aber er meinte es nicht, wie diese neuen Kosmopoliten ihren Ehrennamen Kosmopolit oder Weltbürger meinen, sondern wie er sich selbst erklärt, der Mensch soll so handeln, daß er mit der Welt und ihren großen ewigen Gesetzen so in Uebereinstimmung lebe, wie der Bürger einer wohl eingerichteten Stadt mit den Gesetzen seiner Stadt: er soll gütig, gerecht, und wahrhaftig seyn; von der neuen philosophischpolitischen Gleichgültigkeit, von der neuen Gleichschätzung und Zusammenmischung aller Völker, worin diese Neuen ihr herrliches Weltbürgerthum setzen, davon wußte er nichts, und davon konnte ein so gescheuter und weiser Mann nichts wissen wollen, weil nichts die große Ordnung und Gesetzmäßigkeit der Welt, wie Gott sie eingerichtet hat, mehr stört, als grade dies. Mannigfaltigkeit im Kleinen und Einzelnen, damit im Großen und Allgemeinen Einheit seyn könne, das ist das Weltgesetz der göttlichen Güte und Weisheit. Die Eiche heißt ein Baum, die Erle, die Fichte, die Linde heißen so, auch der Hagedorn und die Rebe werden zur Familie gerechnet; thörigt aber würde der Waldhäger oder Gärtner seyn, welcher versuchte und arbeitete, aus allen diesen verschiedenen Arten Eine einzige Art zu machen, ja er würde verrucht seyn, weil er die anmuthige und schöne Mannigfaltigkeit Gottes aufheben und zerstören wollte. Eben so thörigt und verrucht wäre der Gedanke und die That des Mannes, welcher alle verschiedene Völker zusammenzwingen und ihnen Ein Gepräge aufdrücken wollte. Tyrannen und Eroberer haben dergleichen zuweilen versucht, aber es ist ihnen nie gelungen, weil Gott und seine Ordnung mächtiger sind, als Menschen. Die Bäume im Walde und die Thiere auf dem Felde sind in ihren Anlagen und Trieben

von einander nicht verschiedener, als die Menschen in ihren verschiedenen Geschlechtern und die Völker in ihren Arten. Denn der Mensch war von Gott geschaffen, daß er ein großes, allgemeines, allumfassendes Abbild der ganzen irdischen Natur wäre, ein reicher Spiegel des Ganzen, eine kleine Welt. Wie nichts langweiliger und ertödtender ist, als eine Gesellschaft, deren verschiedene Theilnehmer alle einerlei Gefühl, einerlei Ansicht, und einerlei Ton haben oder zu haben heucheln, so würde diese Welt die dümmste und langweiligste werden, wenn von einem Pol bis zum andern einerlei Volk und Sprache lebte. Die Verschiedenheit reizt die Geister und wecket die Seelen; darum hat die Verschiedenheit Gott gefallen, dessen Wesen eitel Geist und Seele ist.

Also wir Teutsche sind Kosmopoliten, oder sollen es werden. Ich lasse mir es gern gefallen, wenn wir das Lob verdienen, daß wir es in dem Sinn des großen Kaisers Markus Aurelius sind. Gott hat uns offenbar dazu bestimmt, dem edlen Karakter eines allgemeinen Weltbürgers näher zu kommen, als viele andere Völker. Unsere Väter waren wegen ihrer Gerechtigkeit, Freundlichkeit, Treue, und Wahrhaftigkeit gepriesen; auch in uns mehr ermatteten Enkeln sind noch so viele schöne Spuren allgemeiner Menschlichkeit und jenes aurelischen Weltbürgerthums, daß wir nicht verzweifeln wollen, in einem neuen Geiste einmal wieder zu werden, was unsre Väter weiland waren. Das Land, welches wir bewohnen, ist zum Theil das Vaterland vieler Völker, welche in Europa mit Ehren genannt werden, und welche, mit fremdartigen Bildungskeimen zusammengemischt, einen von uns verschiedenen Stämpel erhalten haben. Es ist bei uns Teutschen, die noch das alte Mutterland bewohnen, eine ich mögte sagen väterliche und mütterliche Neigung geblieben, jene unsere Stammgenossen und auch die andern Völker Europens und

der Erde mit einer allgemeineren Liebe zu betrachten und aufzunehmen, als uns dies von ihnen vergolten wird; wir haben ein Gefühl für alle, eine gewisse Leichtigkeit und Fähigkeit, das Fremde zu verstehen und uns anzueignen, ja wir haben sogar die Neigung, das Fremde nachzuahmen. Dies alles ist lobenswürdig, weil es aus Menschlichkeit, Bescheidenheit, und Demuth entspringt; es ist eine Quelle der Glückseligkeit, weil das vielfachere Verständniß und Empfängniß der Dinge die lauterste Seelenspeise ist; es ist eine Erhebung über das Eigene und Volksthümliche hinaus, welche beide eines Menschen und eines Christen würdig heißen kann. Aber wenn die Achtung und Verehrung des Fremden Verachtung und Schändung des Eigenen, wenn die Nachahmung Nachäfferei wird, dann ist es das Unseligste und Tadelnswürdigste sowohl für uns als für andere.

Wir sind von Gott in den Mittelpunkt Europens gesetzt, wir sind das Herz unsers Welttheils, wir sind auch der Mittelpunkt der neuen Geschichte und der Kirche und des Christenthums. Jene eben berührte angebohrne Neigung und Liebe zu allem, jene Leichtigkeit und Hingebung, zu verstehen, anzunehmen, und nachzuahmen, jene Gerechtigkeit und Mäßigkeit in Urtheil und Ansicht gegen fremde Völker gehört uns recht eigentlich an, damit wir den Zweck unsers Daseyns erfüllen. Aber wir sollen Eines wohl beherzigen, daß wir auf unserer Hut seyn müssen, damit wir durch diese Hinneigung und Hingebung zu Fremden uns nicht selbst zu der erhabenen Bestimmung ungeschickt machen, die Vermittler zwischen den Völkern und die Ausspender und Aussender des Geistes und des Christenthums zu seyn. Grade weil wir in der Mitte liegen, stürmen und strömen alle verschiedensten Völker Europens immer auf uns ein, und suchen uns wegzuspülen und wegzudrängen; alle Bewegungen der Welt wollen in unserer Mitte

ihre Ruhe finden; weil wir andere stillen sollen, dürfen wir selbst nie still seyn. Wir haben also mehr als alle andere Völker Ursache, zu wachen, daß das Eigenthümliche und Besondere, was uns als Teutsche, als ein bestimmtes Volk mit einem bestimmten Namen, auszeichnet, durch die Völkerfluth und Geistesfluth, die immer von uns und zu uns geht, nicht weggespült und weggewaschen werde; wir müssen dreifache und vierfache Bollwerke und Schanzen um uns aufführen, damit wir nicht zuletzt matte Bilder werden, welche Allem und Nichts ähnlich sehen, und welche, weil sie Gestalt und Gepräge verloren haben, auch nichts Anderes gestalten und bilden können; daß ich es mit Einem Worte sage, damit der Teutsche der große geistige Spiegel der Welt bleiben könne, muß er seine Eigenthümlichkeit nicht verschleifen noch vertändeln: er muß ein Teutscher bleiben.

Ich nehme mir nicht heraus, durch dieses Urtheil über die Weltbestimmung des teutschen Volkes demselben einen höheren Rang beizulegen, als andern Völkern: denn ich weise nur hin auf Verhältnisse, die jetzt über tausend Jahre bestanden sind und die sich also historisch darthun lassen, wenn man das Einzelne weitläuftiger erörtern will, als hier geschehen kann. Solche Verhältnisse aber sind oft nur als eine höhere Nothwendigkeit zu betrachten, oder, wenn man will, als ein Zufall; denn Nothwendigkeit und Zufall stehn auf gewissen Punkten in der nächsten Berührung. Wenn die Teutschen Ungarn oder Spanien bewohnten, hätten sie andere Anlagen und Neigungen, und diese Bestimmung wäre ihnen dann sicher nicht aufgetragen. Wer die Bestimmung gab, gab auch die Fähigkeit. Und überhaupt, wenn man die Geschichte und die Völker im Großen betrachtet, d. h. wenn man sich in Gesinnung und Ansicht zur Menschlichkeit und Christlichkeit erhebt, so ist ein

Volk so gut als das andere, und hat gleiches Recht mit allen andern, wohin Gott es setzte, zu wohnen, und nach seiner Art zu leben und sich einzurichten. Vor Gott, und vor dem Menschen, welcher die Dinge im Sinne Gottes betrachtet und wägt, ist der Dornstrauch so gut als die Eiche, das Schneeblümchen so gut als die Rose; vor ihm ist der Hurone so viel werth als der Franzose, der Pescherä als der Spanier, der Samojede als der Teutsche. Sie sind alle seine Kinder, und weil sie leben und sind, dürfen sie leben und seyn.

Damit nun die Welt Gottes hier auch in dem menschlichen Geschlechte eine reiche, mannigfaltige, lebendige, fröhliche, und selige Welt wäre, schuf Gott nicht allein verschiedene Länder und Himmelsstriche, und in den verschiedenen Ländern und Himmelsstrichen die größten Verschiedenheiten der Gaben des Himmels und der Erde, sondern er schuf das menschliche Geschlecht selbst mit den verschiedensten Neigungen, Anlagen, Trieben, Fähigkeiten, und Sitten, und verordnete von dem Anfang der Dinge, daß grade diese Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit der Strebungen und Kräfte eine höhere Gemeinschaft der Vereinigung fände und bildete, welche man die ganze Menschheit nennen könnte. Zu dieser vielartigen und vielseitigen Entwickelung der Menschen, zu diesem ewigen wechselwirkenden Anziehen und Abstoßen der Völker gegen einander, zu der in mancher Hinsicht wohlthätigen und nothwendigen Trennung der unteren Kräfte, damit die oberen in einem höheren Verein aller zusammenfließen könnten, wurden dem menschlichen Geschlechte auch die verschiedenen Sprachen verliehen. Was in der Bibel als ein Babel, als eine Verwirrung geschildert wird, was den einfältigen Menschen der Urwelt so erscheinen mußte, das ward eine Erhellung der kindischen Dumpf-

heit, eine Erlösung des Menschengeschlechts von unbewußter Träumerei. Es geschah diesen Menschen, die Völker werden sollten, was Familien noch alle Tage widerfährt. Die Söhne Eines Vaters wohnen bis in das sechszehnte, zwanzigste Jahr fromm und ruhig in Einem Hause beisammen. Dann stößt sie der Vater aus dem glücklichen Neste in die Welt hinaus, damit sie lernen Männer werden. Sie müssen zerstreut und von einander geschieden werden, oft lange Jahre geschieden, damit jeder sein Leben und seine Welt draußen finde; wann sie sich im lieben Vaterhause oder sonstwo in Gottes größerem Vaterhause einmal wieder treffen, werden sie sich nur desto lieber haben: sie sind Brüder geblieben, aber verschiedene Männer geworden, was sie in dem engen Raum des väterlichen Hauses nicht werden konnten. Wir entwickeln hier nicht, wie vieles eingeflossen hat oder einfließet, verschiedene Völker auf Erden zu machen; wir bleiben heute bloß bei der Sprache stehen, und werfen über die Bedeutung der Sprache überhaupt einige leichte Winke hin, worüber Andere wieder Neues winken mögen.

Mit Recht haben die Weisen seit der ältesten Zeit unsrer Geschichte gesagt, Sprache und Vernunft sey Eins; dadurch unterscheide sich der Mensch von dem Thiere, daß der Mensch spreche, das Thier nur töne, wenigstens nur in der Zusammenknüpfung und Wechselung weniger Töne das umschließe, was man allenfalls auch Thiersprache nennen könnte. Die Gabe der Sprache und ihr Ursprung hat vielen vortrefflichen Männern etwas so Unergründliches und Unbegreifliches gedäucht, daß sie sich dieselbe nicht anders als eine unmittelbare Eingebung und Mittheilung Gottes an die Menschen denken konnten, und als weit erhaben über alles, was Menschen aus eigenen Kräften hätten erfinden können. Und in der That,

wenn man in den tiefen Geist der Sprachen hinabsteigen will, verwickelt man sich in solche labyrinthische Dorngewinde, daß man endlich gestehen muß: ich weiß es nicht, und kann es nicht begreifen. So viel steht fest: fast alle Sprachen haben Spuren einer gemeinschaftlichen Ursprache und eines gemeinschaftlichen Gefühls und einer gemeinschaftlichen Ansicht der Menschen, wornach sie, was in ihnen vorging und was sie wahrnahmen, ausdrückten; zu geschweigen, daß in so vielen Sprachen der sonst verschiedensten Völker für so viele Gegenstände ganz dieselben Worte sind. So wie der Leib die durchscheinende Hülle der Seele ist, so ist die Sprache gleichsam der Leib aller innerlich im Menschen bewegten Seelenkräfte, in wie fern sie sich äußerlich gestalten wollen: sie ist der Durchbruch der Geister. Wenn wir nun finden, daß rohe Völker bei einfachen und wenig gebildeten Zuständen schon eine Sprache besitzen, die auf tiefe Geister und im Innern vielfach bewegte und entwickelte Gemüthskräfte hindeutet; wenn wir zu unserm Erstaunen finden, daß ein Kind in dem Raum von zwei bis drei Jahren eine unendliche Mannigfaltigkeit von Geist und geistigem Verständniß richtig ausdrücken kann, so versinken wir in tiefes Nachdenken: ob es Fabel seyn könne menschlichen Gefühls, (wie denn die Späteren die Früheren und ihre Zeit sich immer herrlicher vorstellten, als sich und ihre Zeit), daß die Menschen uranfänglich reinere, edlere, geistigere, und göttlichere Wesen gewesen seyen, als später und als jetzt? ob Gott dem Menschen die Sprache nicht durch ein Wunder als eine geistige Musik der Seele gleichsam schon auf Noten gesetzt mitgegeben habe? ob das unglaublich geschwinde und tiefe Verstehen und Lernen der kleinen Kindlein in den ersten Lebensjahren, besonders das leichte Verstehenlernen und Sprechenlernen einer Sprache nicht darauf hindeute, daß

die Kleinen in einem früheren Zustande schon entwickelte und gebildete Begriffe in dem neuen Leben nur wieder erwecken und so die alte nur verhüllte Geisterwelt wieder hervorsteigen lassen? Kurz, wir versinken in Erstaunen über das Erstaunliche, und gestehen uns, wir können es nicht begreifen.

Wie nun die Sprache der äußerlich werdende Klang und Ausbruch der Geister, die redende Vernunft ist, so ist die einzelne Sprache der Klang und Ausbruch der Geister des einzelnen Volkes, z. B. die französische und schwedische Sprache des französischen und schwedischen Volkes: in ihr muß nothwendig ein Gepräge abgedruckt seyn, das mich über viele Eigenschaften des Volkes belehrt, welches sie spricht; mit der Sprache des Volkes muß ich also über das Volk vieles lernen, wenn ich auch nie einen einzelnen Mann, der zu demselben gehört, mit meinen Augen gesehen habe. Verstehe ich z. B. das Lateinische und Griechische gründlich, so habe ich viele Aufschlüsse über das Gefühl, die Ansicht, den Geist, das Gemüth, und den Karakter der Lateiner und Griechen; verstehe ich das Englische und Schwedische recht, so weiß ich schon vieles von den Engländern und Schweden, ohne daß ich das Land und Volk jemals sah. D. h. die Sprache ist ein Spiegel des Volkes, das sie spricht; aus der Sprache eines Volks erscheint mir hell, was es will, wohin es strebt, wohin es sich neigt, was es am meisten liebt und übt, kurz wohin sein eigentliches Leben und Streben geht. Dies erscheint im Allgemeinen aus jeder Sprache; im Besonderen sieht man, wenn man überhaupt sehen kann, in den verschiedenen Zeiten einer Sprache die Fortschritte oder Rückschritte, die Stärke oder Erschlaffung, die Einfalt oder Verkünstelung, die Lebendigkeit oder Erstarrung eines Volkes.

So ist jede Sprache der Ausdruck jedes Volkes, eine gleichsam in beweglichen Typen ausgedrückte leser-

liche Geschichte seines Lebens und Wesens. Auf diese Weise sieht sie der Erforscher und Erkunder eines Volkes an. Das Volk selbst aber muß seine Sprache als seine älteste Ueberlieferung und als sein heiligstes Heiligthum ehren und bewahren: seine Sprache ist auch seine früheste Geschichte und sein frühestes Leben, und sein jüngstes Leben kann nur ein würdiges und glückliches Leben werden, in wie fern es mit dem frühesten Geist dieser seiner Sprache in Uebereinstimmung ist, so wie man nur denjenigen einen glückseligen Mann nennen kann, dessen Jugend und Mannsalter mit seiner Kindheit in Gleichmaaß und Uebereinstimmung fortgebildet ward. Weil denn die Sprache eines Volkes das innigste Gemüth, die verborgene Geschichte, die älteste Entwickelung, kurz die ganze Art seines Empfindens, Denkens, Darstellens, und Lebens verschließt, so verändert, was die Sprache verändert, nothwendig auch das Volk; was die Sprache verwirrt und verrückt, mit Fremdartigem und Ungleichem vermengt, und auf irgend eine Weise den klaren und lauteren Fluß derselben trübt, das hat auch den Einfluß der Verwirrung, Verrückung, Hemmung, und Trübung des ganzen Volkes. Denn ein geistigeres und innigeres Element des Lebens, als die Sprache, hat ein Volk nicht. Will also ein Volk nicht verlieren, wodurch es Volk ist, will es seine Art mit allen seinen Eigenthümlichkeiten bewahren, so hat es auf nichts so sehr zu wachen, als daß ihm seine Sprache nicht verdorben und zerstört werde.

Diese Verderbung und Zerstörung einer Sprache geschieht auf mehrere Weisen. Sie geschieht durch die Ueberschwemmung des Landes von fremden Völkern, die als Sieger und Eroberer lange darin hausen; sie geschieht durch die eigene Erschlaffung, Verweichlichung, und Entartung des Volkes: denn wenn das Volk schlecht wird, muß nothwendig auch der Spiegel seines Innern, die Sprache, schlechter werden; sie

geschieht am schlimmsten und für das Volk am schimpflichsten, wenn es, das Eigene verachtend und vergessend, mit dem Fremden und Ausländischen buhlt, und dadurch in eine Zwitterei und Nichtigkeit verfällt, welche auch die Sprache bitter fühlen muß. Wenn ein Volk so thörigt und unglücklich ist, daß es eine fremde Sprache gar zu seiner vornehmen und gleichsam adlichen Sprache macht, und alles, was es künftig leiten und regieren soll, von Kind auf in dieser fremden Sprache unterweisen und bilden läßt, so weiß es nicht mehr, wo der Geist seines Lebens niedergelegt ist, wo seine großen Heiligthümer sind, worauf seine Stärke und seine Herrschaft und die Gewalt der That und des Befehls ruht: es hat Lust, zu vergehen und unterjocht zu werden.

Ich sagte eben, die Sprache sey der Spiegel und das Bild eines Volkes, der äußere Ausdruck seines innersten Lebens, seine Geschichte, seine Neigungen, seine Anlagen, seine Weltansicht, und seine Liebe und sein Haß — kurz, alles in allem sey darin abgedrückt. Wenn dies wahr ist, so ist es auch unvermeidlich, daß jede Sprache sich und die Gestalt, welche sie ausdrückt und abbildet, in dem Gemüthe dessen abdrucke und auspräge, der sie in seinen frühesten Jahren gebraucht. Wenn also z. B. ein teutsches Kind von seinem dritten und vierten Jahre an englisch und französisch spricht, liest, und schreibt, so muß das Gepräge eines englischen und französischen Gemüthes sich mehr und mehr in ihm abdrucken, es muß zu dem Englischen und Französischen eine Neigung, ja eine Vorliebe für dasselbe erhalten, weil es ja das erste geistige Leben war, womit man seine Kindheit speisete. Es ist fast unmöglich, daß es in seine eigene Sprache sich je wieder so hineinleben und hineindenken könne, daß ihm von dem Gemüthe, der Geschichte, und den innigsten Trieben und Künsten seines Volkes nicht für alle Zeit vieles dunkel bleibe; es ist fast unmöglich, daß es

für das teutsche Leben und die teutsche Art je die lebendige Neigung und Liebe fasse, welche allein aus dem lebendigen Mitgefühl und Mitverständniß des ganzen Volkes entspringen können: ihm wurden gleich vom Aufang an die Schlüssel verdreht, welche ihm das innigste und heiligste Verständniß seines Volkes öffnen konnten. Das Unglück widerfährt einem so erzogenen und gebildeten Menschen, daß er nirgends recht klar wandelt und fest auftritt, es sey denn, daß Gott ihm einen unermeßlichen und unverwüstlichen Geist zur Mitgift gegeben habe, der vieles vertragen und verarbeiten kann, worin mittelmäßige Geister untergehen müssen; und doch auch der kräftigste und reichste Geist wird künftig durch Ungleichheiten und Sprünge in Neigungen, Trieben, und Arbeiten die Thorheit seiner Kinderjahre büßen müssen. Wenn nun also ein teutsches Kind ganz englisch oder französisch, oder ein französisches Kind ganz teutsch oder schwedisch erzogen und gebildet wird, so muß es freilich die Gestalt der fremden Sprache, und also vieles von fremdem Leben und fremder Liebe annehmen; aber selten ist dieses Kind von Natur mit solcher geistigen Vielseitigkeit geboren, daß es das Fremde ganz in sich hinein verschlingen kann: man wird an dem schwedisch redenden Franzosen meistens sehen, daß er an der Seine oder Garonne, an dem französisch redenden Teutschen meistens sehen, daß er an der Donau oder Elbe geboren war. Doch dies ist noch nicht das Schlimmste; schlimmer und gefährlicher und das Gemüth verdunkelnder und verwirrender und den Karakter zerstörender ist es, wenn von dem fünften bis sechszehnten Jahre des Alters zwei, drei Sprachen zugleich geübt und geplappert werden: dann kömmt ein rechter unglücklicher Allerweltmensch, ein vielfarbiges und vielseitiges Chamäleon heraus, das nach allen Farben und Karaktern hinspielt und keine einzige beständige Farbe noch stehenden Karakter hat.

Will man einen rechten ächten Mann haben, der sein Volk verstehe, erkenne, ehre, und liebe, so nähre man seine Jugend und Kindheit mit Einer Speise: mit der eigenen Sprache und der eigenen Geschichte, vorzüglich mit der älteren Sprache und Geschichte seines Volks; dann wird er auch das Jüngere und Jüngste desselben würdig aufnehmen und verwalten. Neben dieser eigenen Sprache mag der alte, nicht mehr sprechende, Sprachen lernen, weil sie als Gestalten eines vergangenen und lange abgeflossenen und abgeklärten Lebens gleichsam wie reine feste Bilder der ewigen Menschheit da stehen und für ihn nichts Verführerisches und Verwirrendes haben, zumal da er auf dem Eigenen und Heimischen so fest gegründet wird. Später beginne man die Uebung der neuen Sprachen, wenn er diese ja lernen soll; man mag sie bis zum richtigen Verständniß üben, sie zu sprechen bedürfen wenige. Dies ist in frühen Jahren auch gefährlich, weil grade durch das Sprechen die fremde Gestalt und der fremde Geist und die fremde Art am lebendigsten in das Gemüth eingeht. Man darf im zehnten und vierzehnten Jahre nicht, was man im zwanzigsten darf. Dies sollten gewissenhafte Erzieher wohl bedenken.

Wer das Fremde thörigt treibt und übt, der lernt das Eigene nicht oder er vergißt es. Sein Gemüth wird durch das Ungleiche und Verschiedene zu früh verwirrt und verdunkelt und nach fremden Seiten hingelockt, er nimmt eine fremde Art, eine fremde Liebe, und einen fremden Haß an, und kann die Art und die Liebe des Eigenen und Volksthümlichen künftig nicht mehr mit voller Seele erfassen; er hat die Gestalt seines inneren Lebens erhalten, unglücklicher Weise eine fremde Gestalt, und hat die hohe Kraft und Herrlichkeit des Lebens verloren, womit er unter seinem Volke hätte kräftiglich stehen und wirken können. Aus einfachen Keimen entstehet und gedeihet

alles Große und Gewaltige; wer Eine Liebe, Einen Haß, Eine Ansicht, Eine Gesinnung hat, wer durch Ein großes helles Weltbild die Welt und die Völker anschaut, der ist ein rechter Mann und ein rechter Mensch. Wäre unsere Aefferei und Ziererei, unser buntes Vielerlei von Bildung in allerlei Fertigkeiten, Sprachen, und Künsten etwas Menschliches und Wirkliches, so müßten wir die Männer sehen, die es schafft. Wir sahen sie nicht. Wir hatten andere Männer, festere und gescheutere Männer, in den Zeiten, wo wir nichts als unsere Muttersprache verstanden und in den Schulen etwa acht bis zehn Jahre mit dem Latein geplagt wurden. Ich will nicht, daß man dahin zurückkehre; aber wir sollen nach langem Irrthum lernen, wo das Maaß der Dinge ist, die Gränze, wo das Zuviel und Zuwenig sich scheiden. Alle ungebührliche Mischung zeigt Eitelkeit, Gleichgültigkeit, Schwäche, Karakterlosigkeit, kurz jene elenden Mitteldinger, die weder lieben noch hassen können und deren Zahl in unsern Zeiten bei den sogenannten gebildeten Klassen Legion heißt.

Wenn, wie ich eben gezeigt habe, das ungebührliche Trachten nach dem Fremden, besonders der zu frühe Gebrauch einer fremden Sprache auf den Einzelnen so neutralisirend und schwächend wirkt, wie viel größer und verderblicher muß diese Wirkung auf ein ganzes Volk seyn! Wenn ein Volk so unglücklich ist, sich in eine fremde Sprache zu verlieben, so will es sich selbst und seine Eigenthümlichkeit und Art verlieren und in eine andere fremde übergehen. Begegnet ihm dieses Unglück vollends mit der Sprache eines benachbarten Volkes, so läuft es Gefahr, von diesem Volke, welchem es schon durch die Sprache und das Gemüth unterjocht ist, gelegentlich auch durch die Waffen unterjocht zu werden. Ein so thörigtes Volk hat die Geschichte vom Bau des Thurms zu Babel umsonst gelesen, und nicht bedacht, daß Gott die

Verschiedenheit der Sprachen stiftete, damit verschiedene Völker seien, daß also jeder, der Sprachmischungen macht, die Ordnung Gottes zu stören und seine mannigfaltige Welt zu verarmen trachtet. Daher sollte jedes Volk, welchem seine Eigenthümlichkeit und Freiheit lieb ist, das Gesetz machen, daß die lebende Sprache eines Nachbarvolkes bei ihm nimmer gesprochen werden dürfte, so daß man z. B. in Teutschland wohl russisch und spanisch und englisch sprechen dürfte, aber nicht polnisch, italiänisch, noch französisch, weil man durch den Gebrauch der benachbarten Sprachen die Schlagbäume niederwirft, welche die Völker für das Glück und die Bildung der Welt wohlthätig und weise von einander trennen.

Man sieht jetzt, wohin ich will. Ich will die Uebung und den Gebrauch der französischen Sprache in Teutschland abgeschafft wissen. Man mag die französische Sprache lesen und verstehen wie andere Sprachen, damit man der Bildung, Wissenschaft, Kunst, und Art auch des französischen Lebens genießen könne; aber sprechen soll man sie nicht. Gleiches würde ich rathen, und, wenn ich befehlen könnte, befehlen, in Hinsicht der polnischen und italiänischen Sprache: sie dürften in Teutschland nicht als sprechende Sprachen prangen, weil die Teutschen so wenig Polen und Italiäner als Franzosen werden sollen.

Was uns der zu allgemeine Gebrauch der französischen Sprache in politischer Hinsicht geschadet und was er den Franzosen, unsern Feinden, gefrommt hat, das liegt in der Geschichte der beiden letzten Jahrhunderte, vorzüglich in der Geschichte der letzten zwanzig und zehen Jahre hell am Tage, also daß es meiner Erklärung nicht bedarf. Wir waren für das Unsrige gleichgültig und abgestorben, wir hatten unsre Liebe und Treue, unsre Ehre und unsern Stolz verloren, wir fühlten uns den Franzosen gegenüber nicht als Volk, wir fühlten uns ihnen gegenüber nicht als

beleidigte und gemishandelte Menschen. Wenn es ein Vorzug unsers Gemüthes ist, daß wir den Menschen immer mehr fühlen, als das Volk, so sollen wir wohl bedenken und auch unsern Kindern und Kindeskindern einschärfen, wie uns die letzten Jahre belehrt haben, daß es um die Menschheit des Menschen endlich schlecht steht, welcher das Volk nicht fühlen lernen will. Die Franzosen fanden, wohin sie kamen, bei den Teutschen fast ihr Land wieder; ihre Art und Eigenthümlichkeit bekannt; die Fertigkeit und Leichtigkeit, sie zu begreifen, groß; die Biegsamkeit und Gefügigkeit, in ihre Plane und Ansichten einzugehen, nicht viel kleiner; sie fanden an vielen Orten Vorliebe und Anhang, allenthalben aber fanden sie durch die Allgemeinheit ihrer Sprache Helfer, Späher, Verständiger, Einrichter, und, was das Wichtigste war, sie konnten selbst dem Unleidlichsten und Unerträglichsten, was sie thaten und befahlen, eine sanftere und leichtere Art geben, als ihnen in einem Lande möglich gewesen wäre, wo sehr wenige ihre Sprache verstanden hätten.

Doch nicht länger auf diesem Abwege. Lieber zwei Worte von französischer und teutscher Sprache, und vom französischen und teutschen Volke, und ob es nicht eine Weltnothwendigkeit ist, daß die französische Sprache die allgemeine sey, ob im französischen und teutschen Karakter nicht eine gewisse Verträglichkeit ist, welche den gleichzeitigen und gleichwürdigen Gebrauch beider Sprachen ungefährlich macht.

Es ist ein Gemeinsatz, und durch die vielen unbefugten Münde, die es gebraucht haben, ein Gemeinplatz geworden, zu sagen: *Was herrscht, das hat ein Recht zu herrschen; in jedem Zeitalter führt das Gebildetste und Geistvolleste an; nur weil die Franzosen den übrigen Völkern an Geist und Bildung voraus sind, nur darum sind sie das er-*

ste und anführende Volk geworden, und sind es auch durch ihre Sprache, Sitten, und Weisen. Im Ganzen läßt sich auch gegen diese Worte nicht viel einwenden; wir geben sie im Allgemeinen sogar zu, nur daß wir uns über den Grund der Herrschaft und des Uebergewichts ein wenig mit einander verständigen.

Die Franzosen haben fast seit zweihundert Jahren geherrscht, und herrschen noch, weil sie die Gebildetsten und Geistvollesten waren, nicht überhaupt, sondern für dieses Zeitalter. Die Reformation spielte ihnen die Herrschaft in die Hände. Die theologischen und philosophischen Vorarbeiten, welche seit diesem denkwürdigen Uebergang zu einer neuen Epoche geistiger und christlicher Bildung länger als drei Jahrhunderte gemacht werden mußten, damit die Nichtigkeit des Verstandes gewiesen würde, der sich anmaßt, Vernunft zu seyn, konnten keinen andern als einen logischen und dialektischen Karakter haben: sie fielen also vorzugsweise den Franzosen zu, die ein logisches und dialektisches Volk sind. Diese letzten Jahrhunderte gehörten den Franzosen an; daß sie sich aber eingebildet haben, sie seyen durch Geburtsrecht und von Gottes Gnaden die ersten Europäer und werden hinfort für alle Zeiten die Anführer bleiben, das ist für die andern Völker ein unglücklicher Irrthum geworden, für sie selbst der unseligste. In dieser Zeit waren sie die Ersten, und in dem beschränkten Sinn dieser Zeit konnte man sie allerdings die gebildetsten und geistvollesten Europäer nennen; denn wenn gleich andere Völker neben ihnen auch nicht faul gewesen sind, so haben sie doch die letzten Jahrhunderte mehr oder weniger fast alle in französischer Gestalt und im französischen Sinn gearbeitet, selbst diejenigen, welche sich feierlichst dagegen verwahrt haben: und darauf kömmt es eigentlich doch an. Ob diese Bildung, diese Art, dieser Geist, worauf die Franzosen sich noch jetzt so

viel einbilden, und worauf wir andern uns thörigt auch etwas eingebildet haben, überhaupt solcherlei sind, daß sie Bildung, Art, und Geist heißen können, das ist eine ganz andere Frage. In der Weltgeschichte waren sie nothwendig, weil sie waren, und so haben sie also ihre Bestimmung erfüllt; aber etwas Stehendes sind sie nicht gewesen und werden sie nicht bleiben. In Epochen des Ueberganges von einem Zeitalter zum andern, was diese drei verflossenen Jahrhunderte offenbar sind und auch die nächsten funfzig Jahre noch seyn werden, muß man die Arbeiten und Werke der Menschen fast ansehen wie schlechte Nothbrücken, die man zur Ueberfahrt über einen Strom schlägt, und die so lange befahren werden, bis die wirklich feste und stattliche Brücke mit ihren starken Gewölben und Bögen fertig ist. Die nördlichen Völker Europens nebst den Franzosen sind von dem Strom des Zeitalters mehr fortgetragen worden und haben tapfer und unverdrossen mitgearbeitet; die südlichen haben geschlafen, weil es ihre Art ist, immer aus dem Vollen und an dem Vollen zu arbeiten: Zeitalter, die am Einzelnen klauben, können ihr Zeitalter nicht seyn. Lange haben die Italiäner und Spanier in stolzer Faulheit auf ihrer Löwenhaut gelegen; die Zeit rüttelt sie schon auf, sie werden Herrliches und Gewaltiges zeigen, wann sie einmal ganz im neuen Leben erwacht sind. Es schlafen noch mehr Löwen mit ihnen.

Weil die Franzosen die Anführung des Zeitalters hatten, darum ward auch ihre Sprache die herrschende Sprache in Europa. Dergleichen macht sich so ganz unwillkührlich von selbst durch eine Gewalt, die den Zeitgenossen verborgen ist; die Menschen und Völker kommen in die Gewohnheit und Uebung hinein, ohne daß sie wissen wie. Man hat freilich nebenher manche andere Gründe angegeben für die Herrschaft der französischen Sprache, die allerdings auch einiges Gewicht

haben; aber das Hauptgewicht liegt in der verborgenen Ziehkraft des anführenden Geistes, mit dessen Fluth die Völker fortfließen müssen, sie mögen wollen oder nicht. Man hat gesagt, weil die französische Sprache sich vor allen andern zu einer Weltsprache eigne, deswegen sey sie die Weltsprache geworden, und werde es bleiben, und die Teutschen und alle andere Völker werden an dem Joche dieser französischen Weltherrschaft vergebens rütteln; denn die französische Sprache habe eine Leichtigkeit, Klarheit, Bestimmtheit, und Ordnung, die sie vor allen andern zu einer Weltsprache geschickt machen. Diese angegebenen Eigenschaften der französischen Sprache sind als anerkannte von jedermänniglich so herausgehoben, daß etwas Thörigtes zu thun scheint, wer dagegen einzuwenden wagt; doch muß ich diese Ansprüche der Sprache und Aussprüche ihrer Beurtheiler mit einigen leichten Bemerkungen ein wenig bestreifen.

Was man die Leichtigkeit der französischen Sprache nennt, läßt sich in mehr als Einem Sinn nehmen, und wird auch häufig so genommen. Meint man die Leichtigkeit dieser Sprache für die Zunge, so ist der Ruhm falsch; eine unmusikalische Sprache, die so viel durch die Nase und Kehle schnaubt und gurgelt, kann in Hinsicht der Aussprache nicht leicht seyn, und in der That ist sie es nicht. Auch sie hat ihre Rücken und Tücken, die den Fremden sehr schwer zu überwinden sind; ihr völliger Mangel an Ton und Accent, der wenigstens fast jedem fremden Ohre kaum als ein Anhauch erscheint, mehret diese Schwierigkeiten noch, weil das Ohr durchaus durch die Gesellschaft lernen muß und durch keine Regel lernen kann, wo und wann ein kleiner Anklang von Ton und Anflug von Accent seyn darf. — Versteht man unter der Leichtigkeit so viel als die Geschwindigkeit und das Fortrollen der Worte über die Zunge, das Wegzischeln und Wegsäuseln derselben im Gespräche, so ist diese Leichtigkeit

da, die allerdings für das gesellschaftliche Geschnatter ein Vorzug zu seyn scheint, sonst aber unstreitig der größte Nachtheil der Sprache ist. — Versteht man unter der Leichtigkeit endlich die Leichtigkeit der Wortfügung und des Verständnisses, so schwebt man in einem großen Irrthum über die Sprache, welche die wahren Kenner derselben sogleich widerlegen werden. Diese muß man fragen, nicht aber die, welche nur den Schein der Sprache kennen, nicht aber ihr Wesen und ihre eigenthümliche Art durchdrungen haben. Wenn jemand acht bis zehn Jahre diese Sprache von Jugend auf mit rastlosem Fleiß geübt hat, und sie nachher im geselligen Umgange täglich gebraucht, und wenn dieser so geübte Kenner derselben selbst gesteht, wie den Fremden auch in der Wortfügung zarte Feinheiten entgehen und viele unmerkliche Fehler sich einschleichen, wie man aber die gesellschaftliche Bedeutung dieser Sprache und die Rangordnung und den Wechselwerth ihrer Worte gegen einander viel schwerer lerne, als in einer andern Sprache, eben weil die Worte durch den ewigen Zungengebrauch so unendlich viele Nebenbedeutungen, Schattirungen, und Anspielungen haben, welche sich in den meisten andern Sprachen nicht finden, so wird man über diese scheinbare Leichtigkeit und ihre Täuschungen etwas anders urtheilen: was die Einfachheit der Wortsetzung zu geben scheint, das nimmt die gesellschaftliche Vieldeutigkeit wieder. Wenn man das Russische und Teutsche oder welche Sprache sonst sechs bis acht Jahre mit demselben Fleiß für den Gebrauch übt und studirt, wie man gewöhnlich mit dem Französischen thut, wird man auch darin zu einer Fertigkeit gelangen, die der Sprache nicht als unmittelbare Eigenschaft beilegen wird, was zunächst der Uebung angehört.

Die Klarheit der französischen Sprache wollen wir nicht leugnen. Diese aber liegt keinesweges ausschließlich in ihr selbst, sondern ist die nothwendige

Folge ihres allgemeinen Gebrauchs geworden, wie ein Schlüssel nicht rosten kann, den man immer in der Tasche umrollt, und wie die Münze blank bleibt, die nicht in Kasten beigelegt wird. Sie war vor zweihundert Jahren so klar nicht, als sie jetzt ist. Doch diesen Vorzug beide der Leichtigkeit und Klarheit streiten ihr sogleich ihre beiden südeuropäischen Schwestern ab, die italiänische und spanische Sprache, welche mit demselben noch einen musikalischen Wohllaut und eine großartige Majestät des Klanges verbinden, wovon die ärmere und kleinlichere französische Sprache nichts weiß. Unsere teutsche Sprache steht der französischen an Klarheit allerdings nach, nicht an ihr selbst, sondern durch den Misbrauch auf der einen und durch den Nichtgebrauch auf der andern Seite. Wir sind seit hundert und funfzig Jahren durch das Vergessen und Absterben des Eigenthümlichen, durch die Gestalt, welche das teutsche Reich und die teutsche Art bekommen hatte, und durch die angeborne und uralte teutsche Neigung, die aus der großen und kalten Gesellschaft immer in eine kleinere und lustigere will, aus einem lebenden und redenden Volke immer mehr ein grübelndes und schreibendes Volk geworden. Unsere Sprache hat das empfindlich fühlen müssen: das unmittelbar Lebendige, Heitere, und Helle ist aus ihr ausgeschieden, und kann nur durch ein kräftiges Thatenleben, dessen wir sehnsüchtig warten, wieder in ihr erweckt werden. Weil unsere Gelehrten meistens wie abgeschiedene Gespenster außerhalb dem lebendigen Leben standen, und weil unsere höheren Klassen die teutsche Sprache seit lange unverantwortlich vernachlässigt und für sie sehr häufig die französische Sprache gebraucht haben, so sind viele Seiten und Verhältnisse des Lebens und Gemüthes, unter andern alle die leichten und liebenswürdigen Geisterchen, welche als bunte Seifenblasen in der

Gesellschaft entstehen und vergehen, lange unbeleuchtet und unerweckt geblieben; woher sollte also da die Klarheit kommen?

Die Bestimmtheit der französischen Sprache? Die Franzosen selbst rufen uns das immer zu, aber da rufen wir ihnen laut entgegen: Ohe! Ohe! Da ist die teutsche Sprache tausendfältig ihre Meisterin, wenn man sie anders zu gebrauchen versteht; und die meisten übrigen Sprachen sind es mit ihr. Ich habe an teutschen Worten, weil die teutsche Sprache so reich ist, über doppelt so viel zu lernen, als an französischen; aber mit den Worten verstehe ich auch den inneren Sinn und die Bedeutung derselben, in wie fern ich überhaupt in den teutschen Sinn eindringen kann. Ganz anders verhält es sich mit der französischen Sprache. Freilich hat auch in ihr ein jedes Wort eine ursprüngliche, einzige Bedeutung, weil aber das Volk ein durchaus gesellschaftliches und sprechendes Volk ist, so sind an jedem Worte durch den unaufhörlichen Gebrauch tausend Seiten abgeschliffen, die demselben in Zusammensetzung mit andern Worten eine Unendlichkeit von Nebenbedeutungen geben, an deren feiner Anwendung die Eigenen lange zu lernen haben und welche die Fremden nie auslernen. Durch dieses einzige gesellschaftliche Spiel mit der Sprache und durch die unaufhörliche Umrollung und Auswechselung der Worte sind den meisten nicht nur Nebenbedeutungen angehängt, sondern viele sind durch die Vieldeutigkeit auch so erniedrigt, daß sie im edlen Sinn gar nicht mehr gebraucht werden können. Nach den Graden der Gesellschaft und nach den Graden der Dichtkunst und Beredsamkeit haben die Worte wie ausgeprägtes Geld ihren verschiedenen Gehalt und Wehrung, wornach sie gebraucht und ausgegeben werden können. Dies ist gottlob nur mit wenigen teutschen Worten der Fall; durch täglichen gemeinen Gebrauch

und durch Anspielungen der Schlüpfrigkeit und des Schmutzes sind wenige Worte bei uns so entadelt, daß sie in der Gesellschaft hohen Gefühls und edler Gesinnung nicht erscheinen dürfen.

Die Ordnung der französischen Sprache? Da meinen sie die Leichtigkeit der Wortfügung, die fast ihren abgemessenen Schritt und ihr gleiches Geleis hat, in welchen sie gehen muß. Damit aber diese feste und fast knechtische Ordnung erhalten werden könne, muß der Franzose, welcher auch der Hülfe des Accents entbehrt, eine Menge Krücken und Flickwörter gebrauchen, die ihre ganz eignen Feinheiten und für den Fremden Schwierigkeiten haben, die er nur mit Mühe überwinden lernt. Freilich das Gute hat die enge französische Ordnung in der Verfügung, daß sie den Ungestüm und den unmittelbaren Ausbruch kühner Sprünge des Gedankens und der Rede hemmt und zügelt; man kann sich mit den Worten nicht so leicht abschneiden und durchschneiden, als im Teutschen oder in andern Sprachen, welchen ein freierer und kühnerer Gang gestattet ist.

Wenn man dies alles zusammenlegt, und noch Manches hinzurechnet, was ich hier weder habe aufrechnen können noch wollen, so wird die einzige und allgemeine Vorzüglichkeit der französischen Sprache als Weltsprache in mancher Hinsicht erschüttert. Weil sie aber einmal im Besitz ist, so mag sie auch darin bleiben bei abgelegenen Völkern, die einer solchen vermittelnden Weltsprache bedürfen; wir als das Mittelpunktsvolk bedürfen ihrer nicht: die zu den Schätzen wollen, welche wir besitzen, müssen unsere Sprache lernen. Daß wir aber französisch sprechen und damit so viel Zeit und Geist vertändeln, ist zu gleicher Zeit ungeschickt und dumm; ungeschickt, weil wir, was die Franzosen uns geben können, durch das bloße Verstehen ihrer Sprache empfangen; dumm, weil wir uns dadurch ihnen unterstellen, und unsern mäch-

tigsten und gefährlichsten Nachbarn ein Uebergewicht über uns geben, das sie nun über zweihundert Jahre gegen uns gemisbraucht haben, und immer misbrauchen werden, wenn wir nicht ablassen von der eitlen Thorheit.

Sagt man, für die Diplomatik und die diplomatischen Geschäfte müsse man eine bestimmte lebende Sprache haben, so leugne ich die Nothwendigkeit gradezu. Die Völker wurden nicht schlechter regiert und die Verträge nicht schlechter gehalten, als die lateinische Sprache die allgemeine diplomatische Sprache Europens war. Durch den Gebrauch der französischen Sprache haben alle Völker sich in eine Art Abhängigkeit von dem Franzosen gesetzt, theils in die Abhängigkeit der Meinung, welche unendlich viel bedeutet, theils in die Abhängigkeit des Geistes. Man schlage Europens Jahrbücher auf von den Westphälischen Friedensunterhandlungen, wo die allgemeine Oberherrschaft der französischen Sprache begann, bis auf diese letzten Zeiten, und mache einmal einen Ueberschlag im Großen, wie viel die französische Gewandheit und List dadurch gewonnen hat, daß sie die wirksamste geistige Gewalt, die Gewalt der Sprache, vor allen andern gebrauchen konnte. Denn die Herren Diplomatiker aller Völker samt und sonders mögen mir es nicht übel nehmen, wenn ich ihnen sage, daß es wenigen Schweden, Engländern, und Teutschen gelungen ist, sich des fremden Organs und des im demselben lebenden Geistes vollkommen zu bemeistern, sondern daß selbst die Erzminister und Großbotschafter gegen einen gewöhnlichen französischen Notar und Schreiber in der Fertigkeit und Gewandheit meistens haben zurückbleiben müssen. So ist es denn geschehen, was sich sogar geschichtlich nachweisen läßt, daß Unbehülflichkeit, Ungewandheit, und Schaam oft nachgegeben und zugestanden haben, was nimmer bewilligt wäre, wenn die Unterhändler z. B. auf Lateinisch

mit gleichen Waffen gekämpft hätten, oder wenn sie die uralte und einzig würdige Art gebraucht hätten, bei feierlichen und öffentlichen Gelegenheiten durch Dolmetscher zu reden, so daß jeder in der eigenen Sprache die Anreden hielt und die Antworten gab und sein Dolmetscher sie dem andern Theil überlieferte. In den Urkunden der Verträge könnten ja immer die beiden Sprachen der abschließenden Theile einander gegenüber stehen, damit keiner sich etwas zu vergeben schiene, und die lateinische Sprache stände endlich als die vermittelnde und entscheidende diplomatische Grundsprache neben beiden.

Alles, was bisher gesprochen ist, scheint gegen die französische Sprache gesprochen zu seyn. So ist es aber an sich nicht gemeint; es soll nur eingewurzelten Vorurtheilen begegnen, und die Ansprüche der französischen Sprache bekämpfen, in wie fern sie sich allgemeiner Herrschaft anmaßet, nicht, in wie fern sie überhaupt eine Sprache ist. Ich habe meinen Grundsatz oben ausgesprochen und ich wiederhole ihn hier jedes Misverstandes wegen, daß bei der Betrachtung der Dinge aus einem höheren Gesichtspunkte jedes Ding, und also jedes Volk und jede Sprache, weil sie sind, ein unstreitiges Recht haben zu seyn; daß alle Abwägungen und Vergleichungen thörigt sind, wo ich im Allgemeinen zu beweisen suche, daß z. B. das teutsche und englische Volk oder die teutsche und englische Sprache besser seyen, als das französische Volk und die französische Sprache. Denn wahrlich jedes ist in seiner Art gut, wie es ist. Wenn man aber von einem besondern Falle spricht, so müssen wir die Gegenstände gegen einander stellen und vergleichen, wir müssen das Einzelne beleuchten und die Vortheile und Nachtheile des Einzelnen herausheben, kurz, wir müssen fast in dem Glauben handeln, als wollten wir nur das beweisen, daß das Eine besser sey als das Andere.

Wir gehen jetzt über auf das Französische und Teutsche insbesondere, und stellen die beiden Völker und Sprachen in ihren Hauptverschiedenheiten einander gegen über, damit wir wissen, ob diejenigen Unrecht haben, welche behaupten, der Franzose und seine Art und Sprache können den Teutschen nur verderben, und nicht bilden.

Die beiden größten Verschiedenheiten der beiden Völker sprechen sich also aus.

Der Franzose hat eine überwiegende Neigung zum Volke, der Teutsche hat eine überwiegende Neigung zum Menschen.

Der Franzose ist ein sprechendes, der Teutsche ist ein denkendes Volk.

Was heißt das: der Franzose hat eine überwiegende Neigung zum Volke, der Teutsche hat eine überwiegende Neigung zum Menschen? Ich will versuchen, es zu erklären, wie weit die innersten Gemüthsanlagen der Völker in ihren Verschiedenheiten sich erklären lassen. Der Franzose ist von Gott so erschaffen, daß er sein Leben für sich allein nicht lange ertragen kann; er will es unter Menschen wiedergespiegelt sehen, er will es in die Menge hineinspielen, er will in andern leben, von andern bemerkt seyn, durch andere getragen seyn, für sich allein fühlt er sich unbehaglich und nichtig; in der Menge will er schwimmen und verschwimmen, dahin sind alle seine Triebe gestellt; ohne beständige Gesellschaft, wenigstens ohne den Gedanken dieser Gesellschaft, ohne Volk ist er nichts, athmet er nicht, empfindet er nicht, kurz lebt er nicht. Mit dem Teutschen verhält es sich fast umgekehrt. Freilich ist auch er gesellig, in wie fern der Mensch überhaupt ein geselliges Wesen ist, aber er hat in seiner Natur mehr angebohrne Neigung zum Menschen, als zum Volk. So wie der Franzose keine Ruhe hat, er verliere sich denn in andern, so

hat der Teutsche keine Ruhe, er rette sich denn von Zeit zu Zeit aus dem Volke und aus dem Gewühl, und kehre zu sich selbst, d. h. zum Menschen, zurück. Der Franzose will das Gefühl des einzelnen Daseyns, wo es ihn überfällt, auf das geschwindeste los seyn, weil es ihm ein lästiges und quälendes Gefühl ist; der Teutsche lechzt und schmachtet nach dem Gefühl dieses einzelnen Daseyns als nach der stillen und verborgenen Quelle aller reinen Glückseligkeit, und achtet die Augenblicke für verlorne Augenblicke, welche ihm das Getümmel der Welt oder das Volk geraubt hat. Der Franzose bildet in sich alles aus in Beziehung auf andere, er schließt seine Gefühle, Gedanken, Thaten, kurz sein ganzes Leben andern an, die neben ihm sind; der Teutsche bildet in sich alles aus in Beziehung auf sich, er mögte sich gern von allen Banden des äußeren Lebens und der äußeren Verhältnisse lösen, und allein in seinem Innern leben und genießen, und gleich dem Seidenwurm sein buntes Fantasienhaus und Fantasiengrab um sich zusammenspinnen. Daher ist ihnen beiden geschehen, was natürlich geschehen mußte: daß der Franzose, mit dem zu großen Triebe der Geselligkeit fortfließend, sein ganzes Daseyn in andern verspielt und verliert, daß er gewöhnlich für sich kein eigenes Gemüth noch eigenen Karakter hat; und daß der Teutsche, der zu großen Neigung zum einsamen Daseyn und zu den verschlossenen Freuden des Herzens und Hauses nachgebend, dasjenige zu sehr verloren hat, was zu dem ganzen Volke übergehen und sich in dem Volke verlieren soll, kurz was ihn mit der Menge in Verbindung setzt und erhält. Man könnte sagen: der Franzose ist ein Volk von Ameisen und Bienen geworden, und der Teutsche ein Volk von Adlern und Raben. Diese Vergleichung ist wirklich treffend, und paßt nach allen Seiten hingewandt; sie paßt auch auf die Verfassung der beiden Völker. Durch seinen über-

wiegenden Trieb, sich im Ganzen zu verlieren, ist es dem Franzosen ergangen, wie es Würmern und Insekten ergeht; er hat alle einzelne Kraft und Gewalt, allen still wirkenden und gegenwirkenden Widerstand verloren, der im Gemüthe liegt; deswegen hat das französische Volk gleich Bienen und Ameisen schon lange despotische Herrscher gehabt und dienet jetzt wieder der blindesten und grausamsten Willkühr. Sollte derjenige, der jetzt den Thron des Heiligen Ludwigs und des Vierten Heinrichs schändet, nicht mit einer innerlichen Schadenfreude, die auf das Volk anspielt, die Bienen zu seinem Familienwappen gewählt haben? Durch seinen überwiegenden Trieb, sich zu vereinzeln und von dem Ganzen abzusondern, hat der Teutsche sein Treffliches und sein Elendiges geschaffen, er hat dadurch auch die Auflösung des Großen in viele kleine Staaten und Gemeinden, er hat die Zertheilung und Zersplitterung seines Volkes und Reiches gewonnen, welche ihn in der letzten Zeit so unaussprechlich unglücklich gemacht hat. —

In der Mitte liegt das Maaß der Dinge und das Glück und die Kraft. Der Franzose, welcher sich in dem geselligen Strom und Wirbel ewig umrollen und umsausen läßt, kömmt nie zur frommen Beschauung und ruhigen Besinnung seiner selbst: das Einfache, das Stätige, das Große, was man Stärke des Gemüthes und Karakters nennt, kann sich in ihm nicht befestigen; er ist immer nur ein Theil, und bleibt immer nur ein Theil, weil er sich allem andern anschließen will, schließt er sich keinem fest und ganz an: er kann daher nichts Ganzes zusammenfügen und bilden, er ist daher in fremde Herrschaft und Willkühr gegeben, und keiner ruhigen Beständigkeit und Freiheit fähig. Der Teutsche welcher dem Getümmel und Strudel des Volks entflieht, welcher sein Gemüth und sein Glück gern

mit den engsten Schranken umschließt, wird wieder zu vereinzelt, er wird oft fast ein einödisches Wesen, das sich bloß mit der Welt der Geister und Träume weidet, das in Idealen lebt und mit Idealen spielt, und Volk und Herrschaft und alles Leben um sich her sorglos untergehen läßt, bis ihn das Unglück, das auch an seine Thüre klopft, warnt und ermahnt, daß der Mensch auf diese Weise auf Erden nicht einsam glücklich seyn darf, daß er sein Leben auch dem Ganzen hingeben, daß er sich an das Ganze anschließen und in das Ganze einschließen, daß er sich oft in dem Volke verlieren soll. Ein Volk, bei welchem der gesellige Trieb und der einsame Trieb im Gleichgewicht ist, mag allein ein glückliches und gerechtes Volk genannt werden und wird die Freiheit zu schaffen und zu bewahren wissen. Wer immer bloß Volk seyn will, wird zuletzt so nichtig, als wer immer bloß Mensch seyn will. Wer den Menschen und das Volk würdig zu vereinigen weiß, der wird ein Bürger, er wird, was die Alten im hohen Sinn einen politischen Mann nannten, ein Mensch, dessen hohe Würdigkeit und Glückseligkeit von den Unsrigen wenige begreifen können. An manchen Engländern und Schweden kann man schöne Schatten dieses idealischen Bildes sehen.

Der Franzose ist ein sprechendes, der Teutsche ist ein denkendes Volk. Ich scheine mir mit diesen Worten selbst zu widersprechen: Oben sagte ich, Sprechen und Vernunft sey in gewissen Sinn Eins; also muß das Sprechen und das Denken gewissermaßen auch Eins seyn. Was will ich also sagen, wenn ich das sprechende Volk und das denkende Volk einander gegenüber stelle? Ich will nicht sagen, daß der Franzose von dem Teutschen so verschieden ist, wie z. B. die Nachtigall von der Krähe, oder der Bär von dem Pferde, sondern ich will damit nur eine Verschiedenheit bezeichnen, wel-

che das eine Volk als Volk dem andern doch sehr entgegensetzt. Das Sprechen ist auch Denken, die Worte selbst sind verhärtete und versteinerte Gedanken, von der Vorwelt überliefert, welche durch die Lippen der Sprechenden wieder in einen lebendigen Fluß gebracht werden; aber das ist der Unterschied: das Sprechen ist ein leichtes und fliegendes Denken, das Denken selbst, oder das Denken im engeren Verstande, ist ein ruhendes und versinkendes Denken; das Eine geht in die Weite, das Andere dringt in die Tiefe. Weite und Tiefe in ihren beiden größten Gegensätzen sind auch die Gegensätze der beiden Völker, von welchen wir handeln. Weil die Franzosen, in der ewigen Ungenüge immer unruhig und unbefriedigt, nur in der Menge die Ruhe finden, so muß sich ihr ganzes Wesen in geselliger Mittheilung, es muß sich im Sprechen auflösen. Daher ist alles, was aus diesem Leben und seiner Art entspringen mußte, bei ihnen entstanden und ausgebildet: Gewandheit, Leichtigkeit, Glätte, gesellige Vielseitigkeit, das, was die große Welt Liebenswürdigkeit nennt, auch das, was dem Franzosen esprit heißt und was seinen eigenthümlichen Geist und Witz bezeichnet; aber als Mangel auch eine gewisse nüchterne Breite und geregelte Abgemessenheit und methodische Oberflächlichkeit, welche eben so aus diesem Triebe hervorgehen mußten; sittlich die Dinge angesehen, Flatterhaftigkeit, Unbeständigkeit, Unruhe, und Leidenschaftlichkeit, die aber die Geselligkeit so bändigt, daß sie bei aller scheinbaren Heftigkeit sich immer bewußt ist und eine gewisse äußerliche Empfindsamkeit zeugt, die auch nur in Frankreich zu Hause ist, und die von uns Teutschen bloß auf einige Zeit aus nachbarlicher Gutmüthigkeit und verzeihlichem Irrthum als Ansiedlerin aufgenommen ist, aber hoffentlich bald wieder in ihr Mutterland wird zurückgewiesen werden:

endlich dadurch die große Gabe des Franzosen, daß er in allen kleinen Dingen, Gefühlen, und Verhältnissen äußerlich trefflich darstellen kann, daß er da ein gemachter Schauspieler ist, weil die gesellschaftliche Abschleifung und Glättung die außerordentliche Fertigkeit giebt. — Der Franzose also ist der leichte und fliegende Denker, der Teutsche der ruhende und versinkende Denker. Der erste entwickelt zu viel, er verflüchtigt und verwässert den Kern und die Kraft; der Teutsche entwickelt zu wenig, er verdunkelt, er vergräbt, er versenkt den Kern und die Kraft, und kann sie, wenn es Noth thut, nicht mit der gehörigen Leichtigkeit und Geschwindigkeit zu Licht und Leben hinauffördern. In seinem klausnerischen, einödischen, und selbstgenügischen Leben, in seinen Träumen und Idealen verliert er das, wodurch das Volk und die Welt gefaßt, verstanden, und beherrscht werden; während er alles in der Idee erfassen will, entfliegt ihm alles in der Wirklichkeit. Der Franzose legt seinen Schatz aus, und prahlt damit vor aller Welt: er wird von allen Händen betastet, beschmutzt, und abgegriffen, auch wohl, wie es zu geschehen pflegt, zuweilen von Dieben gestohlen; der Teusche dagegen möchte den seinigen allen Augen und Gedanken der Menschen verbergen, und vergräbt ihn deswegen oft so tief, daß er ihn selbst nicht wiederfinden kann, oder daß, wie das Volksmährchen fabelt, die Unterirdischen ihn so ganz zur Tiefe hinabziehen, daß nur ein Teufelsbanner ihn wieder ans Licht hinauflocken mag. Weil der Teutsche sich und sein Gemüth nicht gleich dem Franzosen durch die Gesellschaft entwickelt und bildet, und sich überhaupt der geselligen Mittheilung und der Verschwimmung im Ganzen zu sehr entzieht, so leidet er an Unbehülflichkeit, Schwere, Rauhheit, Ungefügigkeit, Dunkelheit, und Gestaltlosigkeit; es geschieht ihm,

daß er, was man so sagt, seine Gedanken nicht von sich geben kann. Diese Unbehülflichkeit, Ungeschliffenheit, Ungefügigkeit, und Gestaltlosigkeit erscheint nothwendig oft auch in seinen Sitten, und macht große Tugenden, die er von seinen Vätern empfangen hat, weniger anmuthig, als sie sonst seyn würden. So wenig als der Mensch durch den bloßen Umgang mit Menschen das Vollkommene erreichen und entwickeln kann, so wenig kann er es allein durch den Umgang mit Göttern und Geistern; ja wenn er täglich und stündlich mit allen Himmlischen lebte, er würde, von Menschen abgeschieden, doch zuletzt aller der wohlthätigen Organe entbehren, wodurch die gegenseitige Mittheilung und Ergänzung des einen Menschen an den andern und durch den andern allein möglich wird. Der Franzose ist zu beweglich und leicht, der Teutsche zu starr und schwer. Wenn aus beiden einer gemacht werden könnte, so mögte wohl etwas Vollkommenes herauskommen.

Wie die Völker gegen einander stehen, so steht auch die sprechende Sprache der denkenden Sprache gegenüber.

In der französischen Sprache ist alles auf das vollkommenste ausgebildet, was der Witz und Verstand im Fluge hascht und schießt, was als augenblicklicher Blitz und Schaum des Gemüthes in der Sekunde entsteht und vergeht; vielseitig entwickelt ist sie, alle mannigfaltigsten gesellschaftlichen Verhältnisse auszudrücken, und von den verschiedensten Seiten und mit den mannigfaltigsten Färbungen und Beleuchtungen alles dasjenige zu zeigen, was als ein dünner Athem und Klang des Gefühls und der Gesinnung im gewöhnlichen Leben geselligen Treibens über die Lippen rollen darf. Dadurch ist aber auch geschehen, weil man zu viel zusammenlebt und also

in Frankreich meistens sprechend denkt, daß vieles von Gefühlen und Gesinnungen auf den Lippen umgerollt wird, was es eigentlich nicht dürfte: daher eine Entheiligung des Gemüthes, die sich mit der falschen und verbuhlten Schaam *) prüdet; daher eine gewisse Schlüpfrigkeit und bewußte und verzierte Unverschämtheit der französischen Sprache, die in keiner andern Sprache seyn darf. Die ganze Sprache ist fast bloß Gesellschaftssprache geworden, und manches Wort hat sich dem Gemeinen bequemen müssen, was bei einem mäßigen Gebrauch ungemein geblieben wäre; viele der heiligsten Worte sind entadelt und befleckt, so wie es den Münzen geht, die durch alle Hände des Pöbels laufen: das Gepräge wird bekritzelt und endlich abgeschliffen, aber blank bleibt die Münze, wenn sie auch nicht vollwichtig bleibt. Das Zugesellige steht dem Gemeinen, so wie das Zueinsame dem Uebermenschlichen zu nah; eine Sprache, die ihren ganzen Vorrath immer über die Zungen laufen läßt, verliert die Würde und den Klang für Dichtkunst und Saitenspiel; wer seine Körner hundertmal über das Sieb springen läßt, wird freilich der Spreu und des Staubes los, aber die Körner laufen sich ab und werden selbst Spreu. Wirklich entbehrt die französische Sprache der Majestät des Sinnes und Klanges; sie entbehrt ferner durch die zu große Geselligkeit der Menschen aller festen Betonung, weil auch diese in dem gesellschaftlichen Geflüster und Geschnatter untergehen mußte; sie ist endlich in demselben Maaße, wie sie sich für den Bedarf des Aeußerlichen und Geselligen bereichert und erweitert hat, für die Bezeichnung der innerlichen und höhe-

*) sich prüden ein gutes altes teutsches Wort für sich zieren, sich äffen; im Sassischen prüden, im Schwedischen pryda.

ren Dinge, für die Bezeichnung der idealischen und seligen Welt ärmer und enger geworden: oder vielmehr, weil das Volk von Anfang an den überwiegenden Trieb zur Geselligkeit hatte, ist sie nie sehr reich gewesen an Zeichen für die innerliche und göttliche Welt.

In der teutschen Sprache ist das am wenigsten angebauet, was die Gesellschaft und das Zusammenleben der Menschen entwickelt und bildet, theils weil der Teutsche kein französisch geselliges und sprechendes Volk ist, theils auch, weil die sogenannte höhere und feinere Gesellschaft, welche durch ein gewisses idealisches Nichtsthun am meisten Trieb und Zeit hat, die Sprache durch Sprechen auszubilden, sich der teutschen Muttersprache sehr entfremdet hatte, und oft lieber in einer fremden Sprache schlecht lallte und buchstabirte, als die eigene zu einer Biegsamkeit, Glätte, und Gewandheit entwickelte, wodurch sie auch ihr leichteres und idealischeres Leben, als die Menge haben kann, und die zarteren Verhältnisse und feineren Farben und Schimmer desselben hätte ausdrücken können. Auf dieser Seite liegt ein großer Sprachschatz des Vaterlandes noch fast unberührt und ungebraucht, wie gediegenes Erz zwischen seinen Felsen, das der Hand der Bergleute wartet, die es ans Licht hinauffördern sollen. Reich ist der andere Theil der teutschen Sprache, welcher, vom geselligen und tosenden und sprechenden Leben abgewendet, in der Einsamkeit des Umgangs mit Göttern und Geistern pflegt, und in stiller und frommer Betrachtung das entwickelt, was die Natur dem Menschen als Wunder offenbart, oder als hieroglyphisches Räthsel zuflüstert, oder was in jenen heiligen Augenblicken entsteht, wo die Seele sich gleichsam selbst belauscht und wo das innere Leben wie blühende Inseln voll lebendiger und lieblicher Schöpfungen aus den dunkeln und verborgenen Tie-

fen ihres Oceans aufsteigt und sich von dem seligen Geiste beleuchten und besonnen läßt. Alle Bezeichnungen, welche ein unmittelbares Aug und Ohr für die innerste Natur und ihre heiligen Geheimnisse andeuten, alle Beschreibungen des Gemüthslebens, und was die Götter und Geister in dem Licht und dem Klange und in der Wonne des Himmels und der Gestirne von Seligkeit schlürfen — alles das ist in der teutschen Sprache mit einer Mannigfaltigkeit und einem Reichthum abgespiegelt und ausgedrückt, welchen sich wenige Sprachen gleichstellen können; so wie auch alles, was unmittelbar empfindet und denkt und was die Gründe und Verhältnisse des Empfindungsvermögens und der Denkkraft beschreibt, auf das reichste und blühendste entwickelt ist. Weil nun die Franzosen mehr das Gesellschaftliche und Fremde, wir mehr das Einsame und Eigene ausgebildet haben, so ist ihnen geschehen, daß der zu äußerliche Gebrauch viele ihrer Worte zu gemein und dick gemacht hat, uns hingegen ist geschehen, daß durch den zu innerlichen Gebrauch viele unserer Worte zu zart und dünn geworden sind: sie haben sie entadelt, wir haben sie geschwächt. Weil wir mehr das Denkorgan als das Lebensorgan geübt haben, so sind viele kräftige und lebendige teutsche Worte, immer in abgezogenen Bedeutungen gemißbraucht, zuletzt dünnen und schwächlichen Gespenstern gleich geworden und haben für das Leben und für die Dichtkunst ganz den vollen und tapfern Gehalt verlorrn. Bei uns hat häufig eine magere und dürftige Wortphilosophie, die mit Wörtern und Formeln die Geister zu beschwören und festzubannen meinte, gesündigt, wie bei ihnen das enge gesellige Geflatter und Geschnatter sündigte.

Diese Gegensätze des Teutschen und Französischen in Sprache und Karakter, worüber ich ein kleines Lichtlein gehalten habe, sind die, welche zu-

nächst am Tage liegen. Es sind ihrer viel mehr, und sie würden sich auch in kleinen Beziehungen und Verhältnissen gegen einander stellen und mit einander vergleichen lassen, und gewiß oft mit so treffender Aehnlichkeit und Verschiedenheit und mit so ächt komischem Spaß, daß die in allem, auch in den größten Kleinigkeiten, erscheinenden Gegensätze die innigste Ergötzung des Betrachters hervorbringen müßten. — Doch haben Viele behauptet, die Franzosen und Teutschen stehen einander näher, als hier von mir angedeutet ist; es sey doch eine gewisse Verträglichkeit, eine gewisse Uebereinstimmung, wenigstens doch ein leichter Uebergang in Gefühlen und Ansichten zwischen ihnen, die sich z. B. zwischen dem Franzosen und Italiäner und dem Franzosen und Spanier nicht finden, obgleich auch sie als Nachbarn neben einander wohnen. Ich leugne den Schein nicht, woraus diese ziemlich gewöhnliche Behauptung fließt, aber ich leugne die Verträglichkeit und Uebereinstimmung; doch gebe ich zu, daß der Teutsche sich von den Franzosen eine gewisse ihm fremde Farbe hat anstreichen lassen, die zuweilen täuschen könnte, als sey auch eine große innere Aehnlichkeit der Völker da. Ich sage, wie es ist.

Wie sich mit den Gränzen der Sprachen Gemüth, Neigung, Art, Sitte von zwei fast in gleichem Klima und in so vielen ähnlichen Verhältnissen lebenden Völkern plötzlich abstoßen, das ist freilich etwas Wunderbares, aber es ist wahr. Der Bewohner des französischen Navarra und Languedoc hat mit dem jenseits der pyrenäischen Berge wohnenden Spanier Manches gemein, weil seine gewöhnliche Volkssprache der spanischen sehr ähnlich ist; aus gleichen Ursachen hat der Provenzale Einiges von dem Italiäner und Spanier: aber sonst wie fern steht der Franzose dem Italiäner und Spanier! Diese beiden letztgenannten Völker lassen nicht leicht

etwas Fremdes an sich kommen und in sich eindringen; stolz wollen sie immer nur ihnen selbst ähnlich seyn, und verschmähen und verwerfen alles, was den harmonischen Einklang ihres Lebens stören könnte; mit hartnäckiger Beständigkeit behaupten sie, was ihnen gefällt, und keine eitle Neigung lockt sie zu dem Fremden und Ausländischen. Diese Völker sind von dem letzten dialektischen und klügelischen Zeitalter, weil es ihr Zeitalter nicht war noch seyn konnte, nur leise berührt; die Franzosen, welche in demselben anführten, konnten also keinen herrischen Einfluß auf sie gewinnen. Aber an sich schon ist das ganze französische Wesen ihnen eine Narrheit oder ein Gräuel. Auch sie spielen gern mit dem Leben und mit der Fülle des Glanzes und Genusses des Lebens, ganz anders, als der Norden spielen kann; aber sie sind Schauspieler mit dem ganzen Gemüthe und der vollen Seele; sie sind immer ganz, worin sie sind; sie setzen immer das ganze Daseyn drein, und machen das Spiel oft zu einem recht tragischen Ernst: sonst spielen sie lieber gar nicht. Der Franzose aber, auch Schauspieler des Aeußeren, setzt von dem Inneren immer nur so viel drein, daß er morgen und übermorgen und nachübermorgen noch etwas übrig hat; er ist immer der Bewußte, wie heiß und leidenschaftlich er sich auch gebehrde, und berechnet auch sein Spiel. Diese Armuth des Lebens däucht aber dem reichen und muthigen Italiäner und Spanier mit Recht eine Sünde und Erbärmlichkeit, und daher hat er gegen das Französische eine viel innerlichere Abneigung, ja einen viel innerlicheren Haß und eine stolzere Verachtung, als der Teutsche je haben kann, und ist durch diese vor der französischen Ansteckung und Verkünstelung gesichert. Der Teutsche hat sich von dem Franzosen etwas aufbinden lassen, er hat wohl für tiefen Ernst der Empfindung genommen, was immer

nur flacher Spaß und sündliche Bewußtheit war. Ich will suchen, diese Erscheinung zu erklären.

Teutschland ist das Mittelland von Europa; es ist das Land, wohin die andern Völker Europas viele Aehnlichkeiten und Beziehungen lenken müssen; es ist der Mittelpunkt der neuen Geschichte und des neuen Christenthums: deswegen unstreitig das bedeutendste Land der Christenheit. Weil der Teutsche zur Rolle eines Vermittlers und Verständigers bestimmt ist, so muß in dem Karakter seines Volks das Empfangende, Verstehende, und Vermittelnde liegen, vermöge dessen er sein Leben und Wesen in andern verlieren und wenigstens so lange versenken kann, als der Fremde bedarf; daß er in dieselben eingehe. Dies macht den Teutschen fähiger zur Annahme fremder Farben und Gestalten, als andere Völker, welche keine solche vermittelnde Bestimmung der Weltgeschichte haben. Neben dieser allgemeinen Empfänglich ist dem Teutschen das Meiste mit dem nordischen Karakter gemein. Obgleich in der Mitte Europens wohnen, gehört er doch dem Norden mehr an als dem Süden, und er muß also an sich tragen, was das Gepräge nordischer Völker ist. Der Süden hat Festigkeit, Klarheit, Bestimmtheit, und ein Aug und Gemüth für Gestalt und Maaß; der südliche Mensch ist klar, heiter, ihm selbst gleich und ihm selbst genügend in seiner Natur. Der Norden hat Unbestand, Trübe, Unbestimmtheit, Maaßlosigkeit, und Gestaltlosigkeit; der nordische Mensch ist daher häufig wankend, unklar, dämmernd, grüblerisch, gestaltlos, und maaßlos. Schon das Christenthum hat die feste Gestalt der inneren und äußeren Welt in eine mehr bewegliche verwandelt, die Welt ist aus einer plastischen Welt eine musikalische geworden. Weil aus Teutschland und aus dem Teutschen die tiefere und innerliche Entwickelung des Christenthums für die abendliche Welt

offenbar hervorgegangen ist und hervorgehen wird, so fließt diese musikalische Fluth innerer Anschauungen und Gestalten nothwendig in tieferen und mächtigeren Strömungen durch die teutschen Brüste, als durch die Herzen anderer Völker. Dazu kömmt auch das, was der Teutsche mit dem allgemeinen nordischen Karakter, den ich eben leicht gezeichnet habe, gemein hat. Kraft dieser seiner innerlichen, ja innerlichsten Anlage hat er eine fast zu große Empfänglichkeit, alles, was als eine gewisse Fluth von Empfindung und innerem Leben ihn anspült, in sich aufzunehmen. Daher hat eine Art französischer Empfindungsfluth, die ich eine Sündfluth nennen will, ihn überschwemmt, und noch liegt ihr zurückgebliebener Schlamm und Schmutz auf ihm, und er wartet des wohlthätigen Regens vom Himmel, der ihn abspülen soll.

Frankreich scheint zum Süden Europens zu gehören; es bildet sich ein, daß es dazu gehört, ja es bildet sich ein, daß es die Krone des Südens ist, und daß seine Kunst und Wissenschaft und seine Art und sein Leben das Spanische und Italiänische weit hinter sich zurücklassen. Es ist nur Ein Land in der Welt, nemlich Frankreich, und es ist nur Ein großes und gebildetes Volk, nemlich die Franzosen, so denkt und spricht nicht allein der französische Edelmann, Künstler, und Gelehrte, sondern jeder französische Sackträger und Mauleseltreiber. Frankreich hat viel vom Süden, aber es erreicht die Ruhe und Genüge des Griechen, Italiäners, und Spaniers nichts; der Franzose muß hüpfen, wo jener springt, schimmern, wo jener blitzt, Spaß treiben, wo jener im Ernst spielt: er ist der Strauß, jener ist der Adler; er ist der Bergstrom, jener ist der Ocean. Jener ist, er muß scheinen. Frankreich gehört auch zum Norden: der Franzose über der Loire und den Bergen

von Clermont und Auvergne hat mit den meisten Teutschen, Engländern, und Polen einerlei Klima; er hat also auch einen Uebergang zu dem Gestaltlosen und Vorherrschenden des innern Empfindungslebens des Nordländers. Aber auch hier steigt er nimmer bis zum gefährlichen nordischen Abgrund hinab, sondern flattert und spielt auf der Oberfläche hin, so daß er auf der einen Seite mit dem Schweden, Teutschen, und Engländer die immer fluthende Welt des Gemüthes in musikalischen Strömungen darstellen mögte, auf der andern Seite aber mit einer Art südländischer Sprödigkeit, die immer das Klare und Feste will, sich wehrt und abängstigt, daß dieses Leben nicht zu tief in ihn einreiße, und es auf seine Weise mit einer gewissen Aeußerlichkeit einer Gestalt verziert. Das Ueberschwängliche und Unendliche, was als der nordische Helden- und Götterkarakter mit Wegwerfung alles äußern Lebens und aller äußeren Gestalt wie ein Meer durch das Gemüth hinbraust; das Ueberschwängliche und Unendliche des musikalischen Christenthums, was auch in der spanischen Poesie so herrlich abgebildet lebt — das ist seinem engen Maaße zu groß, und er kann es nicht hinfließen und hinbrausen lassen, weil er darin untergehen würde. Und mit seinem Gemüthe unterzugehen, dazu hat der Franzose nie das Herz; wenn es ja seyn muß, will er mit Verstand untergehen: er will wissen, warum und wohin. — Und es hat so viele Warum und Wohin, in deren Glauben der Mensch das Menschliche und Göttliche wagen muß.

In diesem Gedränge, wo der Franzose zum Südländer nicht fest genug, zum Nordländer nicht weich genug war, hat er eine eigne Art erschaffen, wo die Empfindungen theils in nordischer Ungebundenheit hinzuflattern, theils in südlicher Gestalt gebunden zu seyn scheinen. Ich nenne diese Art mit

einem kurzen Worte französische Empfindelei. Es ist ein bewußtes und sündliches Spiel mit Empfindungen, und ein Ausspielen der Empfindungen, was der französische Schauspieler oft so gut zu machen versteht, daß es fast wie natürlich und unschuldig aussieht.

Diese taschenspielerische Gaukelei mit Gedanken und Empfindungen, die oft für einerlei Münze ausgegeben werden, diese künstelnde Empfindsamkeit und schauspielerische Empfindelei hat der Franzose uns empfänglichen Teutschen, die schon vorbereitet waren durch den allgemeinen Geist der Zeiten, wodurch die Franzosen die geistige Oberherrschaft für einige Jahrhunderte bekommen hatten, wie eine Pest eingeimpft. Auch wir, sonst ein natürliches und unschuldiges Volk, und im innersten Grunde unsers Wesens einfältig und wahr, auch wir haben mit Empfindungen spielen und klingeln gelernt, und nicht gewußt, in welche Kleinlichkeit, Schwächlichkeit, und Sündlichkeit wir hineingetrieben waren. So allmächtig ist die Zeit und ihre Herrschaft. Durch diese Art, die wir von den Franzosen annahmen, und die in unser Leben, unsere Kunst, und unsere Litteratur überging, ward uns allerdings eine äußere französische Aehnlichkeit, ein französischer Schein angestrichen, der flüchtige Augen täuschen und ihnen einbilden konnte, es sey eine größere Verwandschaft und Verträglichkeit der Karaktere der beiden Völker, als wirklich da ist. Oberflächlich wurden die beiden Völker wirklich mehr und mehr zusammengeführt, aber in den Tiefen des Wesens und auch in den Tiefen der Sprachen, welche der Hauptausdruck und das bezeichnendste Abbild des innersten Wesens sind, blieben die ungeheuren Abstände und die nimmer zu vertragenden Unterschiede. Wie sehr wir durch diese französische Art, durch dieses zierliche und bunte Lügenspiel mit Empfindungen und Ge-

danken von unserer Wahrheit, Einfalt, Treue, und Tüchtigkeit entfremdet worden sind, das kann ich hier nur andeuten; aber verständlich ist es jedem, der teutsche Wissenschaft und Kunst studirt, und mit bitterer Trauer oft empfunden hat, wie dieses gauklische Unheil unsre treuen und fröhlichen Sitten verquändelt und vertändelt und unsere kräftige, wahre, und starke Sprache geschwächt und entnervt hat.

Wir verwahren uns also feierlich und feierlichst gegen alle diejenigen, welche das Zufällige zu etwas Nothwendigem und das Zeitliche zu etwas Bleibendem machen wollen. Auch andere Völker sind von den Franzosen auf ähnliche Weise gefaßt worden und haben über die Einflüsse ihres Wesens und ihrer Art Klagen zu führen; zu uns hatte die Pest den leichtesten Uebergang, theils weil wir bestimmt sind, das Fremde und Verschiedene mit Demuth und Liebe aufzunehmen und uns darüber zur Vermittelung zu verständigen, theils auch wegen der Nachbarschaft des französischen Volkes und der häufigen Gemeinschaft in Krieg und Frieden, die wir nicht vermeiden konnten. Wenn also dadurch ein Schein von Verträglichkeit zwischen uns und ihnen entstanden ist, wenn wir dadurch eine Farbe und Gestalt gewonnen haben, als gäbe es zwischen uns und ihnen eine angeborne Verwandschaft und Aehnlichkeit, so haben wir nichts Geschwinderes und Nothwendigeres zu thun, als diesen Schein zu vernichten, und diese Farbe und Gestaltenähnlichkeit, die uns auf der Oberfläche angestrichen ist, auszulöschen; vor allen aber haben wir dahin zu trachten und Alt und Jung, Vornehm und Gering zu ermahnen, die Herrschaft der französischen Sprache bei uns für alle Zeiten zu vertilgen, damit wir künftig politisch frei und innerlich und äußerlich ächt teutsch leben können, was nicht allein uns selbst heilsam und ersprießlich, sondern auch den Franzosen das wohl-

thätigste seyn wird. Wenn wir gegen sie aufstehen und uns in menschlicher Widersetzung gegen sie harnischen, werden auch sie mehr auf ihren rechten Stand gerückt werden, sie werden vieler leeren Einbildung und Eitelkeit los werden, und was wirklich gut und menschlich in ihnen ist, mit desto glücklicherem Erfolg ausbilden. Wir werden uns dann in freierer Wechselwirkung einander das mittheilen können, wodurch der große Menschenbund und Völkerbund geknüpft wird: was jedes Volk aus seinem Besondersten und Eigenthümlichsten Tüchtiges und Treffliches erschaffen und entwickelt hat. Buhlerei aber und Aefferei, welche Völker mit einander treiben, und alle Gaukelei und Spiegelfechterei der Eitelkeit können immer nur Unglück gebähren.

Dahin also führt dein gepriesenes Teutsches? so bist du und dein Volk empfänglich, vermittelnd, alles Menschliche und Göttliche der Welttheile, Länder, und Völker aufnehmend, und weiterhin ausspendend und aussendend? wie man ein neugebohrnes Kindlein oder Pflänzlein vor jedem rauhen Lüftchen, vor jedem kalten Regen und Schneegestöber bewahren muß, so muß man euch auch hüten und verwahren, damit das Fremde eure angebohrne Vortrefflichkeit und Zartheit nicht verderbe? — Ja, so bin ich, so ist mein Volk, eine so weiche und kindliche Zartheit und Verletzlichkeit haben wir, und so müssen wir behütet werden. Aber ich sage dir auch, der mir dies spottend entgegenwirft, allen andern Völkern widerfährt unter gleichen Umständen dasselbe; wer sich nicht hütet, die äußeren Gestalten fremder Völker anzunehmen, der will als ein besonderes Volk bald nicht mehr gehört werden. Was die fremde Sprache, die fremde Art, die fremden Moden und Sitten uns gebracht haben, was sie in zweihundert Jahren aus uns gemacht haben, wie unteutsche, ungestalte, schwächliche, und nichtige

Männer wir dadurch geworden sind, das können wir fühlen und verstehen, wenn wir uns die Zeit nehmen, einmal in unsere früheren Jahrhunderte zurückzublicken, und lebendig zu fühlen und zu verstehen, welcherlei Männer die Teutschen waren, die lange vor uns lebten. Wir haben nur noch die Aehnlichkeiten von ihmen, die Schatten; wenn wir wagen, das Fremde auszutreiben und das Eigene zu lieben, werden die Wirklichkeiten wieder erscheinen. Ja, unsere wackern Väter verstanden wohl, wo die teutsche Ehre war, wo das Geheimniß der teutschen Größe oder Schwäche saß. Als im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts, da Karl der Fünfte von Oestreich und Spanien teutscher Kaiser war, das Italiänische und Spanische in Europa vorherrschte und in Teutschland eindringen wollte, wie beschwerten die Männer sich über das Verderben wälscher Moden, und über die Buhlerei und Nachäfferei, welche die teutsche Jugend mit dem Wälschen trieb! wie schalten und klagten sie! Häufiger wurden ihre Beschwerden, bitterer ihre Klagen und Strafen, dunkler ihre Weissagungen einer unglücklichen teutschen Zukunft, als nach Karls des Fünften Zeiten in der letzten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts und im Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts die französische Wuth einriß und Teutschland zu überschwemmen drohte, als die Söhne der teutschen Fürsten, Grafen, und Freiherren anfingen für ihre letzte Bildung und Abglättung einen Ausflug nach Paris zu machen, als nur schön, liebenswürdig, gebildet, höfisch, kunstreich, und geistreich hieß, was Frankreich gesehen hatte, was in französischer Sprache lallte, was sich französisch gebehrdete, kleidete, und trug, und was mit französischem Leichtsinn und mit französischer Leichtfertigkeit der ehrbaren und einfältigen teutschen Sitten und Weisen spottete. Da erschallten viele Stimmen

lauter Klagen, Warnungen, und Verwünschungen, aber die Gewalt der Thorheit war mächtiger, als die Kraft der Weisheit. Es waren nicht bloß Gelehrte, nicht dunkle und kleine Männer wie ich, welche etwa aus Eitelkeit für die Erhaltung der teutschen Sprache und Wissenschaft redeten und schrieben, nein es waren viele mächtige und treffliche teutsche Fürsten und Herren, welche gegen das buhlerische Unwesen ihre Stimme erhoben, welche nicht bloß in ihren Pallästen und Sälen gegen den wälschen Tand eiferten, sondern an großen und öffentlichen Tagen dagegen sprachen, sondern in ihren letzten Willen für ihre Kinder und Kindeskinder Sorge und Achtung für teutsche Art, Treue, und Sprache niederlegten. Darum soll ihr Andenken uns noch heute gesegnet seyn.

Wendet man ein, daß der Teutsche durch die Beschränkung, welche ich hier begehre, aufhöre, ein allgemeines, alles Menschliche empfindendes, alles Fremde verstehendes, und alles Verschiedenartigste vermittelndes Volk zu seyn, so antworte ich: dies ist nur scheinbar. Den Sinn eines Volkes aufnehmen und den Sinn eines Volkes verstehen und andern auslegen, ist etwas anderes, als dieses Volk und sein Wesen in sich hineinleben und hineinlieben. Das ist die ehrwürdige Vielartigkeit und Vielseitigkeit des Teutschen, seine demüthige Allempfänglichkeit und Menschlichkeit, daß er diesen Sinn aufnehmen und verstehen will, daß er das Verschiedene der Völker erkennen und vermitteln will. Weil er durch einen bösen Misverstand und eine thörigte Eitelkeit, die aus Verkennung seines Volks und seiner Würdigkeit entsprang, auch alles Aeußere aufnehmen wollte, ist es ihm ergangen, wie einem, der, damit er recht stark werde, über das Maaß isset: siehe, er magert ab, weil er es nicht verdauen kann, oder er steht auch da wie ein Frosch, der

sich aufbläst und ein Ochs seyn will. Selbst wenn es recht wäre, das Aeußere von fremden Völkern nachahmen und sich zueignen zu wollen, so ist der Teutsche dazu doch viel zu ungeschickt und unbehülflich, weil Gott ihm zu viele Eigenthümlichkeit und zu viel eigenen Grund gab, als daß er sich ganz aufgeben und vergessen könnte. Es wird eine lächerliche und unselige Halbheit und Mittelmäßigkeit, worüber man weinen könnte und weinen müßte, wenn Gott uns nicht eine wohlthätige Hülle über die Augen würfe, daß wir unsere Thorheit und Narrheit in ihrer ganzen kläglichen Erbärmlichkeit nicht sehen können.

Aus allem, was bisher gesagt, bestritten, gezeigt, und erklärt ist, geht also hervor, daß jedes nur aus seinen eigenen Keimen nach seinen natürlichen Anlagen und Trieben entwickelt werden kann, und nicht aus fremden, wenn diese fremden auch viel vortrefflicher wären, wie Pindar singt:

Angebohrener Adel bricht mächtig hindurch,
Wer Gelerntes nur hat, ist ein schwächlicher Mann.

Das fremde Innerliche bis zum Mitgefühl und Mitverständniß darf sich jeder zueignen, wenn er kann; denn darin besteht das allgemeine Menschliche; wer das fremde Aeußerliche, die Gestalt des fremden Seyns, in sich aufnehmen will, treibt eine elende Aefferei, die ihm nie recht gelingen kann, und, wenn sie ihm gelingt, sein eigenes Leben schwächt und zerbricht, so daß dasjenige verloren geht, was man Tugend und Karakter eines Mannes nennen kann, um welche beiden höchsten Dinge es doch allein werth ist, nach Kenntniß und Bildung zu streben. Wir können daher jetzt auch den leeren Streit dahin gestellt seyn lassen: welche von beiden Sprachen die beste sey, die französische oder die teutsche? Die Antwort giebt sich von selbst: sie

sind beide die besten, die französische Sprache für die Franzosen und die teutsche Sprache für die Teutschen. Europa steht gegenwärtig in einem Fegefeuer, wir Teutsche stehen darin; durch viele Verwandlungen wird die Welt gehen müssen, ehe sie ihre neue Gestalt gewonnen hat. Unsere nächste Arbeit ist, daß wir uns durch die Waffen von der gräulichen französischen Tyrannei befreien. Dazu mag Gott uns vielleicht Glück geben. Aber wir haben nichts gethan, wenn wir nicht auch die ungebührliche Herrschaft der französischen Sprache aus unsern Gränzen treiben, wenn wir nicht durch lauten Ausspruch und stille Uebereinkunft das Gesetz geben, die französische Sprache soll in Teutschland keine sprechende Sprache mehr seyn. Sobald wir diesen Sieg über verjährten Tand und buhlerische Eitelkeit errungen haben, bricht der Tag unserer Glorie wieder an, und nach wenigen Geschlechtern werden wir wieder ein teutsches Volk, eine teutsche Art, und ein teutsches Leben sehen. Gottlob, viele wackere teutsche Männer und Frauen empfinden schon, wo unser tiefstes Uebel und unsre gefährlichste Knechtschaft sitzt; sie fühlen, was wir durch die eigene Thorheit gelitten haben und jetzt durch den Uebermuth der Fremden leiden sollten. Arbeiten die Franzosen, wo sie die Herren sind, nicht planmäßig, unsre Sprache allmälig zu vertilgen und aufzufressen? haben nicht sogar die Dänen, ein kleines schwaches Völkchen, das in der Weltgeschichte kaum gehört worden ist, sich Aehnliches unterstanden? Das durften sie aber nur, weil wir uns selbst nicht genug ehrten.

Oben schon ist über unsere Sprache gesprochen. Hier noch einige Worte. Die teutsche Sprache ist nach allgemeinem Eingeständniß eine der reichsten Sprachen der Welt, tief und schwer an Sinn und Geist, in ihren Gestalten und Bildungen unendlich

frei und beweglich, in ihren Färbungen und Beleuchtungen der inneren und äußeren Welt unendlich vielseitig und mannigfaltig. Sie hat Ton, Accent, Musik: der Teutsche ist ein musikalisches Volk. Vieles hängt der Sprache von nordischer Rauhigkeit und Sprödigkeit an; aber Klang, Wohllaut, und Biegsamkeit gebricht ihr keinesweges. Sie ist in diesem Theile nur zu wenig entwickelt — ich habe oben auf die Ursachen hingedeutet — und mangelt der gesellschaftlichen Ausbildung und Abglättung, die sie allein durch die Abrollung der Worte auf den Zungen der höheren Stände erhalten kann. Diese Sprache hat einen Reichthum, den man wirklich unerschöpflich nennen kann, und den ein Teutscher mit dem angestrengtesten Studium eines langen Lebens nimmer umfassen mag. In zwei Hauptdialekte getheilt, welche wieder eine Menge Nebendialekte haben, selbst das Dänische, Schwedische, Norwegische, Altenglische zu Hülfe nehmen könnend, kann es ihr für keine neuen Dinge und Begriffe je an Zeichen fehlen. Jene beiden teutschen Hauptdialekte, die wir den Sassischen und den Allemannischen Dialekt nennen wollen, haben in ihrem innerlichen Wesen wieder zwei sehr entgegengesetzte Richtungen, welche auf entgegengesetzte Triebe und Richtungen der Stämme deuten, die sie gebrauchten und ausbildeten. Der sassische Dialekt, welcher unsern nordischen Stammverwandten näher steht, und in den teutschen Landen von Westfalen, Holstein, Mecklenburg, Pommern, der Mark, dem Braunschweigischen, und in einem Theil Schwabens und der Schweitz vorzüglich seinen Sitz hat, hat das äußerliche Gesellschaftliche, und alles, was sich äußerlich im kleinen Leben, in kleineren Lebensverhältnissen, und in kleinen und mehr äußerlichen Gemüthsbewegungen und Erscheinungen darstellt und offenbart, kurz er hat die kleinen und äußerlichen Scheine

der Dinge mit einer unnachahmlichen Wahrheit und Natürlichkeit aufgegriffen, und in Namen, Worten, und Sprichwörtern niedergelegt: sein Karakter ist naiv und komisch. Der allemannische Dialekt hat mehr eine innerliche Richtung, das Innere der Dinge, die inneren Verhältnisse, die Bewegungen und Erscheinungen des tiefsten Gemüthes, das was in der Einsamkeit mit Gott und den Seelen und dem gestirnten Himmel sich entwickelt, kurz das Geheime, Ernste, und Große hat er mehr ausgebildet: sein Karakter ist erhaben und tragisch.

So reich und vielseitig ist die teutsche Sprache in ihren Gründen und Quellen, so viele und große Anlagen zur Vortrefflichkeit hat sie; aber keine Sprache ist von den Eigenen so wenig ausgebildet und so sehr vernachlässigt, als die teutsche Sprache, so daß man Thränen weinen könnte, wenn man bedenkt, wie wenige Teutsche den Klang und den Wohllaut und die Gewalt ihrer Sprache kennen, geschweige denn, daß sie die innere Tiefe und den schweren Reichthum ahnden, der für sie ein versunkener Schatz ist. Wer sieht — ich frage euch, Teutsche, und erinnere euch daran, damit ihr euch schämt — wer sieht anderswo die Erscheinung, die wir jeden Tag sehen können, daß von tausend Teutschen kaum einer richtig teutsch lesen und aussprechen kann? So sorglos sind wir der eigenen Vortrefflichkeit bei der Jagd nach dem Fremden und bei der Ueberschätzung des Fremden. Wenn ein gebildeter Schwede in Stockholm, ein gebildeter Franzose in Paris, und ein gebildeter Italiäner in Florenz so schwedisch, französisch, und italiänisch sprächen, als Männer unserer gebildetsten Klassen in Zürich, Stutgardt, München, ja in Dresden, Berlin, und Hannover, wo sie sich auf ihre Aussprache und Kunst schon etwas einbilden, teutsch sprechen, wohin sollte er fliehen vor dem Spott

und Gelächter der Zuhörer? Der teutsche Gelehrte, Künstler, Graf, und Freiherr schämt sich nicht, seine Muttersprache zu sprechen, wie sein Bedienter und Kutscher sie sprechen; er würde untröstlich seyn und bis an die Ohren erröthen, wenn man ihm sagte, er spreche französisch wie die Bauern von Auvergne und dem Franche Comté. Alles muß der Mensch lernen, der auf Bildung Anspruch machen will; nur seine Sprache will der Teutsche nicht lernen, die soll ihm von selbst kommen. Sechs bis acht Jahre quält sich der junge Edelmann und Fürstensohn, daß er richtig französisch lesen und sprechen lerne; zehn bis zwölf Jahre zerarbeitet der bürgerliche Schüler sich, dem Griechischen und Lateinischen den rechten Ton und Hauch abzulauschen, was bei einer todten Sprache doch nie zur Klarheit gebracht werden kann — das Teutsche ist und bleibt ihnen eine Nebensache. So ist es natürlich gekommen, daß man der teutschen Sprache Schuld gegeben hat, was die Schuld der Nachlässigkeit, Verachtung, und Unwissenheit ihrer Ueber oder vielmehr ihrer Nichtüber ist. Die Sprache heißt rauh und spröd, weil keiner sich die Mühe giebt, sie wohllautend und biegsam zu machen, noch ihr Wohllautendes und Biegsames aufzusuchen; sie heißt verworren und verwickelt, weil niemand strebt, ihren tiefen Gedankenreichthum und ihre unendliche Beweglichkeit in Gestalten und Biegungen bis zur Klarheit und Leichtigkeit durchzuarbeiten; sie heißt unvollkommen und arm für den Gebrauch der feineren und höheren Gesellschaft und für die Bezeichnung der Beziehungen und Verhältnisse dieser Gesellschaft, weil diese Gesellschaft das Unmögliche verlangt, daß die Sprache sich ohne ihre Hülfe von selbst für sie machen und bilden soll, da sie sich doch mit einer unverantwortlichen Vernachlässigung und Zurücksetzung so lange schon von ihr zu einer Fremden gewandt haben, welche sie als et-

was Vornehmeres über sie stellen; die Sprache heißt unbehülflich für die Bezeichnung neuer Erfindungen und Gegenstände, weil niemand sie gründlich versteht, und weil die schimpflichste Faulheit es bequem findet, von den Franzosen Benennungen zu borgen, welche sie von den Todten, von den Lateinern und Griechen, geliehen und nach ihrer Weise aufgestutzt haben, und welche die Geläufigkeit ihrer Zungen in die eigene und in fremde Sprachen einführt.

Man sage nicht, dies sey bitter und scharf gesagt; es ist wahrlich lange nicht scharf und wahr genug gesagt. Ich kann wohl fragen: wer versteht noch teutsch? denn eine Sprache muß verarmen und sich verdunkeln und verlöschen, von welcher ganze Seiten geradezu brach liegen und nicht bearbeitet werden. Wenn unsere höhere Welt teutsch spricht, greift sie nicht jeden Augenblick nach einem französischen Worte und einer französischen Wendung? wenn wir über Staatskunst, Kriegswesen, ja nur von einem Gefecht sprechen oder es beschreiben, gebehrden wir uns nicht, als hätten wir gar keine Sprache, als seyen wir ganz ohne Geist, ohne Begriffe, und ohne Zeichen für Geist und Begriffe? als seyen wir in den Anfängen unserer Bildung, und müssen alles von Fremden holen? wir Reichen, die vergessen haben, wie reich wir sind? Wenn ein sogenannter Gelehrter von seiner Wissenschaft, ja wenn er nur von Kohl und Rüben und von schönem oder schlechtem Wetter spricht, klingt es nicht oft, als sey ein Mann vom Mond heruntergefallen, der die Sprache der Menschen nicht versteht? so dunkel, unweltlich, und unmenschlich, so klosterartig und innungsartig stellt der arme Mensch sein verödetes und verdumpftes Leben unter die Leute hin; von den neuesten und himmelstürmenden Philosophen will ich nicht einmal etwas sagen. Ich kann mich nicht enthalten, ich muß hier einige Muster geben, und

sie dann auf teutsch übersetzen *). Sollen wir nicht endlich wenigstens lächerlich nennen, was jedes andere Volk schlecht nennen würde?

So ist es. Nur ein ganzes Volk, nur ein ganzes großes Volk, immer im Gefühl, daß es ein glorreiches und mächtiges Volk ist, nur ein ganzes Volk in dem wirklichen Besitz und in der wirklichen Uebung eines lebendigen und freien politischen Lebens kann eine ganze Sprache haben. Der einzelne Mensch, wie viel Geist und Gemüth er immer für sein Volk habe, kann die Sprache weder erfinden und machen, noch sich in den Besitz der erfundenen und gemachten Sprache setzen; nur der gemeinschaftliche Gebrauch aller erhält sie in Lebenswärme und Fluß; nur das Leben macht und erhält sie lebendig. Oben ist schon geklagt, wie der größte Theil der vornehmen Welt sich von der Muttersprache fast abgesondert gehalten hat, als wenn sie für die Gefühle und Ansichten derselben zu platt und gemein wäre, und welche bedeutende Seite des Lebens und der Sprache durch diesen unseligen Irrthum also dunkel geblieben ist. Auf eine andere Weise haben die teutschen Gelehrten und Philosophen ihrerseits die teutsche Sprache verdorben. Diese Klasse macht in allen Ländern die Sprachen matt und todt, wenn die feine und die grobe Welt, welche die Sprache eigentlich übt und spricht, nicht immer ergänzend dazwischen tritt und die Worte aus der uneigentlichen und geistigen Bedeutung, wohin die Gelehrten sie nothwendig ziehen müssen, immer wieder in die eigentliche Bedeutung und ihre lebendige Wehrung zurückzieht, kurz wenn diese das von den Gelehrten abgenutzte und zu leicht gewordene Geld nicht von Zeit zu Zeit wieder in die Münze bringt, damit es eingeschmolzen und im vollen Gehalt wieder neu ausgeprägt

*) Siehe die Beilage am Ende.

und ausgegeben werde. Auf die teutsche Sprache hat diese Klasse noch verderblicher wirken müssen, weil es im Volke gegen sie gar kein Gewicht gab. Die höhere Klasse des Volks, welche darstellen, regieren, sprechen, und leben soll, hatte für sich das Fremde beliebt; die untere Klasse, und das Volk überhaupt, ohne ständische Verfassung, ohne öffentliche Darstellung, ohne alle Gelegenheit, das Sprechen in ein Reden zu verwandeln, und also die Sprache mit Kraft und Verstand für einen höheren Zweck, als das gemeine Sprechen seyn kann, zu gebrauchen, konnte sie auch nicht weiter führen; ja auch sie führte bergab, weil die Zeit mit allem Teutschen bergab ging. Zu diesem allen kam noch die schon berührte Neigung des Teutschen zum einsamen und einzelnen Leben, seine Vorliebe, sich in Ideen und Träumen zu begraben, selbst seine göttliche Anlage, in die Tiefen und Höhen der Geisterwelt hinab und hinauf zu steigen. Der Gelehrte und der einsame Denker führte also seine Sprache aus dem Leben heraus, wie er sich selbst dem Leben entführte. Auf diese Weise ist es ganz natürlich geschehen, daß fast zwei Drittel des reichen teutschen Sprachvorraths in eigentlichster Bedeutung des Worts versunken sind und von den Zeitgenossen fast nicht gewußt werden. Grade das gediegenste und gehaltreichste Metall unserer Sprache ist aus dem Leben verschwunden und versunken, und kann nur durch ein kräftiges politisches Leben wieder heraufgefördert werden. Nur etwas, das alle Kräfte reitzt und reibt und alle Männer in die frische und lebendige Gewalt des strömenden Lebens hineintreibt, kann die teutsche Sprache wieder zu dem machen, was sie ursprünglich ist und was sie durch Bildung werden soll. Unsere vornehme Welt versteht nur das für die gewöhnlichen Bedürfnisse und Verhältnisse Nothwendige, sie hat für die feineren Bedürfnisse

und Verhältnisse nur noch Weniges ausgebildet; der Bürger und Bauer rollt das Gemeine und Alltägliche um, und, da ihm Fröhlichkeit und Waidlichkeit des Sinnes und Lebens durch die ungebührliche Anspannung der veralteten Staaten wenigstens fast schon seit hundert Jahren mehr und mehr verkümmert sind, so hat auch er dasjenige, was in seinen Empfindungen und Anschauungen sich unmittelbar lebendig, freudig, und poetisch in der Sprache bewegte, von Jahrzehend zu Jahrzehend immer mehr verloren; der Gelehrte hat die Wörter, welche er faßte, durch den zu engen und geistigen Gebrauch oder vielmehr Misbrauch, den er in einem nicht menschlichen Leben mit ihnen trieb, zu leicht, dünn, und gespenstisch gemacht: kommen sie aus seinen Händen ja einmal wieder unter das Volk, so sind sie so zerbraucht, daß das Volk sie fast wie falsche Münze wegwirft. Auch diese Gelehrten, die sich wohl weitsehender und vielwissender dünken, als die Männer ihrer Klasse, welche vor einigen Jahrhunderten lebten, würden es grob finden, wenn ich ihnen sagte, sie drehen sich in Vergleichung mit Martin Luther, Hans Sachs, Sebastian Brand, Moscherosch, und andern Ehrenmännern jener Zeiten in einem sehr engen Kreise teutscher Sprache und teutscher Begriffe herum. Und doch ist es wahr. Wer nicht in dem Volke lebt, wer nicht täglich von dem Volke empfängt und annimmt, wird immer dümmer und enger, wie klug und weit er sich auch dünken mag.

Dies ist die Wahrheit, und dies ist das Schicksal unserer trefflichen und immer noch zu sehr versäumten und verkannten Sprache. Wir waren nichtig geworden, weil wir unsere Sprache verachtet hatten; die Sprache war nichtig geworden, weil wir aufgehört hatten, ein Volk zu seyn. Dies ist ein Zirkel, der sich nirgends öffnet, so sehr ist Spra-

che und Volk innerlich Eins. Wir hoffen zu Gott, und können hoffen, daß wir aus den Getümmeln und Verwirrungen, worin wir noch befangen sind, werden errettet werden, daß die fürchterliche und denkwürdige Zeit, worin wir leben, einmal eine teutsche Zeit genannt werden wird. Ich glaube, daß sie der Anfang einer teutschen Zeit ist. Wir hoffen, und können hoffen, daß alle teutsche Männer erkennen werden, wie sehr sie in sich das teutsche Vaterland verloren hatten, und wie sie also auch kein tapferes und glückliches teutsches Vaterland haben durften. Durch den großen und heiligen Kampf, worin wir stehen, werden die Geister zu dem Vergessenen und Verlornen geweckt und gewendet werden; die Menschen werden sich mit neuer Liebe und Treue und mit neuen Hoffnungen und Arbeiten zu dem teutschen Vaterlande wenden, und die alten Irrthümer betrauren, die sie in die letzte Unseligkeit brachten; der Adel und die Fürsten werden in teutscher Sitte, Art, und Sprache ihre Ehre und Freude und ihren Glanz und Ruhm finden und das zu lange geliebte Fremde verwerfen; die Gelehrten werden begreifen, daß ohne Leben die Wissenschaft und Kenntniß nichtig ist: die Träumer werden Thäter, die Schreiber werden Redner, die Stummen werden Sprecher werden, wir werden ein neues Volk werden. Dann wird auch für unsere Sprache eine neue Zeit beginnen. Doch für dieses unser größtes Heiligthum hoffe ich am meisten von euch, teutsche Frauen und Jungfrauen, ihr Leiterinnen und Bildnerinnen der künftigen Geschlechter. In eure Hand ist Teutschlands künftiges Glück oder Weh gegeben; ihr sollt unsern Söhnen und Enkeln die Liebe und Treue in die Brust hauchen, welche nichts als das Vaterländische und Teutsche will, welche das Fremde und Ungleiche für das Eigene und Gleiche verwirft; ihr sollt durch euren Bei-

fall oder Tadel durch eure Anerkennung oder Verwerfung dem ganzen Leben die Richtung und das Streben geben, die dem Vaterlande Heil und Ehre bringen. Die höchste Gewalt, die stille Gewalt der Sitte und Meinung, die allmächtige Gewalt des Herzens ist unter eure Obhut gethan; ihr werdet sie für das Vaterland gebrauchen, denn ihr wollet ja die Mütter und Gattinnen freier und stolzer teutscher Männer seyn. Darum bitte ich euch im Namen meines Volkes, und der höchsten Ehre des Volkes, der Sprache. Am meisten aber bitte ich euch, fürstliche und adliche Frauen und Jungfrauen, die ihr den glänzenden Reigen des höheren und idealischeren Lebens führet. Euch vor allen geziemt es, euch zu teutschem Stolz und zu teutscher Glorie zu erheben und dem Großen und Kleinen des Volks voran zu leuchten. Euer ist die Aufgabe, zu beweisen, daß die teutsche Sprache auch ihre Grazien und Musen hat, die in Königssälen und Fürstenpallästen erscheinen dürfen. Nur durch euch können sie die Anerkennung gewinnen, die keine Klagen und Beschwerden der Besseren im Volke ihnen gewinnen werden. O stellet euch auf die Höhe, die euch gebührt: wollet teutsche Frauen seyn, wollet als teutsche Fürstinnen und Herrscherinnen glänzen, wollet das Teutsche als das Höchste und Herrlichste in eurer Nähe leuchten lassen — und die Männer werden glauben, es sey das Höchste und Herrlichste. Dann erst wird die teutsche Sprache werden, was sie seyn kann, und man wird sie nicht mehr beschuldigen, wie heute geschieht, sie könne nicht lieblich, anmuthig, und fürstlich sprechen, sie könne nur mit dem Pöbel schelten und poltern und mit den Gelehrten verworrene Knoten dunkler und träumerischer Gespinste schlingen.

Es werden kommen, die da schreien, diese Grundsätze seyen barbarisch, wie es denn viele dümmliche

und weichliche Menschen giebt, die das Größte und Heilige nicht erkennen können; es werden kommen, die da schreien, Barbarei, Kannibalismus, Jakobinismus, wie es denn im teutschen Vaterlande immer noch zu viele versteckte und offenbare Franzosenfreunde giebt, welche alle diejenigen für Ruhestörer und Jakobiner erklären, die vor dem fremden Verderben warnen. So nennt auch Napoleon alles, was vor seinen Künsten und Hinterlisten warnt, Aufrührer, Straßenräuber, Brandstifter, Demokraten, Jakobiner. Dahin ist es gekommen, daß in Teutschland diejenigen Jakobiner genannt werden, welche die Umkehrung, Unterjochung, und Schändung des geliebten Vaterlandes abwenden mögten. Ich kann dieser Schreier und Ankläger lachen, weil keine andere Leidenschaft, als die Liebe zum teutschen Volke und Lande, diese Worte hervorlockte. Ich weiß eben so gut, als diese Prediger eines schlaffen und sklavischen Kosmopolitismus, als diese Posaunenbläser für Napoleon und die Franzosen, diese Verkündiger des neuen Heils, das uns von der Seine kommen soll, daß der Boden von Grund aus erschüttert ist, worauf die alte Familieneintracht Europens ruhete; aber ich wünsche nicht wie sie, daß ein wilder Eroberer durch die Waffen alle europäischen Völker zusammentreibe und endlich auf seine Weise eine einzige europäische Familie stifte; denn bei Sklaven sind keine Familienverhältnisse denkbar. Jene große europäische Familie hat sich in Zwietracht aufgelöst, weil alle heiligen Bande gemeinschaftlicher Religion, Sitte, und Gerechtigkeit, welche sonst jedes Glied derselben in seinen gebührlichen Gränzen hielten, nach und nach erschlafft waren. Neue Bande müssen geknüpft werden, und Gott und die Zeit werden sie knüpfen helfen, damit das Unheil, welches uns jetzt verwüstet, von uns genommen werde. Damit aber die Verhältnisse

dieser großen europäischen Christenfamilie würdig bestehen können, müssen wir auch die Verschiedenheit und Mannigfaltigkeit walten lassen, welche Gott gefallen hat; wir müssen jedem Theil derselben die gebührliche Eigenthümlichkeit und die gebührliche Freiheit lassen, damit das Ganze kräftig, lebendig, und fröhlich seyn könne. Nur die Einheit des Verschiedenen giebt eine lustige und göttliche Welt der Geister, nicht die Einheit des Einerlei, was gar nicht verbindbar ist, man wolle denn eine blutige Despotengeißel ein würdiges und menschliches Band nennen. Nimm zwei Kugeln, und rolle sie gegen einander, sie stoßen sich entweder ab und laufen nimmer wieder zusammen, oder sie treffen mit gleicher Kraft auf einander und bleiben dann faul neben einander liegen; aber vergebens erwartest du, daß sie sich zusammenfügen oder die Lücken füllen sollen, welche zwischen ihren gleichen Oberflächen bleiben: siehe, sie können das Unmögliche nicht, aber Körper mit verschiedenen Flächen und Seiten mögen sich zusammenbinden und ihre gegenseitigen Lücken füllen.

Dies sey gesagt zur letzten Verständigung. Ich schließe mit dem herzlichen Wunsch, ja mit dem inbrünstigen Gebet, daß Gott die Verschiedenheit der Völker und die Abneigung der einen vor den andern erhalte, wodurch die Freiheit und Glückseligkeit der Welt allein bestehen kann. Niemand sehnt sich aber mehr als ich nach der Erneuung der zerrissenen Familieneintracht, wo das Christenthum als die milde Lenkerin und Versöhnerin dazwischen tritt und die kleinen Zwiste schlichtet und verträgt; niemand auch verehrt mehr als ich die heiligen Bande, wodurch in einem höheren Geiste die Völker und Länder zusammengeknüpft werden, und wodurch alles Gute, Wahre, und Schöne, wo es immer erwachsen und gebildet ist, der ganzen Menschheit

Erbe wird, wodurch jene erhabene Liebe und Menschlichkeit wird, von welcher weichliche und knechtische Seelen, die vor jeder stolzen Tugend zittern, nimmer eine Ahndung hatten.

Beilage.

a.

Ich wollte ein Stück aus den Schriften eines der neuen himmelstürmenden Philosophen nehmen, und daran zeigen, wie von diesen die Muttersprache gebraucht und gemisbraucht wird, und wie aus allen möglichen Sprachen der Welt Worte zusammengetragen werden, damit der sinnvolle Unsinn ja ein recht räthselhaftes und übermenschliches Ansehen gewinne. Allein bei näherer Betrachtung unterließ ich beides das Einrücken und das Uebersetzen desselben ins Teutsche, theils weil die Art jedermänniglich zu bekannt ist, theils weil ich verzweifelte, das Unerklärbare erklären und das Unübersetzliche übersetzen zu können.

Doch damit man sehe, wie unverantwortlich nachlässig unsere besten Schriftsteller sind und seyn dürfen, rücke ich hier eine Stelle ein, die erste beste, die ich grade greife, aus den prosaischen Schriften eines unserer Unsterblichen; sie ist genommen aus Schillers Abhandlung über die ästhetische Erziehung des Menschen. Ich habe die fremden Worte, die durch teutsche so leicht hätten ersetzt werden können, ohne alle weitere Erklä-

rung bloß unterstrichen. S. Kleine prosaische Schriften von Schiller, 3ter Theil S. 180—82. Leipzig bei Crusius 1801.

„Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Entnervung schützt. Denn da die Wirkung der erstern ist, das Gemüth sowohl im Physischen als Moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, daß der Widerstand des Temperaments und Karakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zartere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freien Person gelten sollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle das wahrhaft Große der Vorstellung mit dem Gigantesken und Abentheuerlichen und das Erhabene der Gesinnung mit den schauderhaftesten Ausbrüchen der Leidenschaft gepaart; daher wird man in den Zeitaltern der Regel und der Form die Natur eben so oft unterdrückt als beherrscht, eben so oft beleidigt als übertroffen finden. Und weil die Wirkung der schmelzenden Schönheit ist, das Gemüth im Moralischen wie im Physischen aufzulösen, so begegnet es eben so leicht, daß mit der Gewalt der Begierden, auch die Energie der Gefühle erstickt wird, und daß auch der Karakter einen Kraftverlust theilt, der nur die Leidenschaft treffen sollte. Daher wird man in den sogenannten verfeinerten Weltaltern Weichheit nicht selten in Weichlichkeit, Fläche in Flachheit, Korrektheit in Leerheit, Liberalität in Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ausarten, und die ver-

ächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit gränzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Größe und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfänglich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfniß denn nur allzugern verscherzt er im Stande der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stande der Wildheit herüberbrachte."

b.

(Ein Brief, wie viele schreiben, die da meinen, teutsch zu verstehen.)

Anstatt (a) selbst zu kommen, mein theurer Graf, begnügen (a) Sie sich, mir Ihren Sohn als einen kleinen postillion d'amour zu schicken, der mir zwar sehr willkommen kömmt, aber in der That ich hätte vorgezogen (a) statt seiner seinem Vater an der Treppe entgegen zu springen. Sie wissen, ich liebe nicht (b) über das Geschehene mich breit zu machen; also passiren (c) wir hierüberhin. Man hat hier sehr beruhigende Nachrichten von unsern Armeen (d)

(a) Alle diese mit a bezeichneten Formen sind Gallicismen, und ihrer werden unzählige von uns gebraucht, im Sprechen und Schreiben; sie helfen uns besonders zu dem häufigen Gebrauch unsers tonlosen und schleppenden Infinitivs, den jeder, der teutsch versteht, vermeidet, wo er nur kann.

(b) Hier gilt, was bei a gesagt ist.

(c) Warum springen oder schlüpfen wir darüber nicht hin?

(d) Heeren.

und von den großen Successen (e), welche die Armeen unter dem Kommando (f) des Generals Blücher und des Schwedischen Kronprinzen gehabt haben. Gottlob die alte Ehre ist erneuet, man hat sich mit preußischer pravoure (g) geschlagen, und dem Feinde Respekt eingeflößt. Die ersten Nachrichten hier waren allarmirend (h), wahrscheinlich durch solche verbreitet, die ein Vergnügen finden, das Publikum zu beunruhigen, oder die in Napoleon noch immer den Messias sehen, der die Welt zur Freiheit und Glückseligkeit erlösen und den ewigen Frieden der Schaafe stiften soll. Auch ich hatte schon meine mesures genommen zu einer anständigen retraite; und Sie wissen, daß ich nicht der Erste bin zu fliehen (i). Uebrigens muß ich Ihnen sagen, sehe ich ruhig in die Zukunft, das Maaß des Verbrechers ist voll, die Verblendung der Menschen ist entzaubert, die Völker fangen wieder an sich zu fühlen, und auch Gott ist mit uns, weil wir mit uns sind. Selbst nur die äußeren Verhältnisse der Dinge anzusehen (k), sind wir im Vortheil. Also, mein lieber Graf, kommen Sie zu mir, denn nun fliehe ich nicht mehr rückwärts, und lassen Sie uns bei einer Bole Punsch durch die Geschichten des Tages das alte Blut und

---

(e) Vortheilen, die sie gewonnen haben.

(f) Befehl.

(g) Tapferkeit, oder Bravheit. Brav, schwedisch bra, ist übrigens ein altes teutsches Wort. Man hält viele Worte von den Franzosen entlehnt, die sie weiland aus Germanien mit nach Gallien nahmen.

(h) beunruhigend.

(i) Der Erste zu fliehen; der Erste zur Flucht.

(k) Wenn man nur die äußeren Verhältnisse der Dinge ansieht.

die alten Begebenheiten des siebenjährigen Krieges wieder erwärmen.

Ihr ꝛc.

N. S.

Meine Tochter kömmt eben mir zu sagen (l), daß man ihr aus Prag schreibt, das ganze Corps des Generals Vandamme ist von unsrer combinirten Armee (m) aufgerieben, er selbst mit mehreren Generalen gefangen, viele Kanonen und mehrere Fahnen und Adler erobert, schon mehr als 12000 Gefangene eingebracht. Also kommen Sie schnell. Wir wollen auf seine glückliche Reise nach Sibirien trinken. Eigentlich sollten er und alle, die das Soldatenhandwerk zum Büttelhandwerk erniedrigen, in den Bergwerken zu Narschinsk unschädlich gemacht, oder besser, sie sollten auf dem kürzesten Wege an einem Hamansgalgen erhöhet werden.

---

c.

(Solche Kriegsberichte, wie dieser folgende ist, schreiben wir noch alle Tage, und zwar im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts. Solches könnte nicht seyn, wenn wir das Teutsche so viel achteten, daß wir teutsch lernten. Wenn unsere Offiziere die Bibel läsen, besonders die Bücher der Richter, Samuels, der Könige, und der Maccabäer, wenn sie die teutschen Kroniken aus dem sechszehnten und dem Anfange des siebenzehnten Jahrhunderts von

---

(l) Eben sagt meine Tochter mir.

(m) vereinigtem Heer.

den niederländischen und ungrischtürkischen Kriegen studierten, und die Bücher, welche Frundsberg, Dürer, und andere vom Kriegswesen und von der Kunst der Waffen und Befestigungen geschrieben haben, so würden sie um teutsche Worte nicht verlegen seyn und sich des fremden Kauderwälsch schämen.)

Ich habe die Ehre, mein Herr General, Sie hiedurch in aller Eile zu avertiren, daß wir gestern, den 24. dieses, einen der komplettesten und eclatantesten Siege über den Feind davon getragen haben. Er ist total geschlagen, 7000 bis 8000 Todte, 10000 Gefangene, 8 eroberte Fahnen, 70 genommene Kanonen, und eine unzählige Beute an Pferden, Waffen, Wagen, Bagage, sind bis jetzt die Resultate dieses glorreichen Tages. Des Feindes retraite ist keine retraite, sondern eine komplette Flucht, ja eine Flucht en deroute. Unsere Kavallerie sitzt ihm hart in den Fersen, und wir dürfen noch viele Gefangene hoffen. Dieser große Succeß unserer Waffen ist für uns wenig blutig gewesen; durch geschickte und wohl abgemessene Manöver und vorzüglich durch die Operationen unsers linken Flügels, der den Feind tournirte und ihn im Rücken nahm, war das Treffen binnen 5 Stunden zu unserer größten avantage entschieden. Alles dies macht unserer Armee um so größere Ehre, da der Feind die Vortheile der Position und der Zahl voraus hatte. Folgende sind die Hauptmomente dieser denkwürdigen Bataille:

Der Feind, etwa 80,000 Mann stark, stand in einer sehr festen Position bei Teres, ungefähr 2 Meilen diesseits des Flusses Bnu: sein linker Flügel war an einen See gelehnt und die Fronte desselben war durch mehrere sumpfige und von tiefen Gräben durchschnittene Ravins gedeckt, abscheuliche und

fast impraticable Wege, die von unsrer Seite zu diesen Vertiefungen führten, machten hier jeden Angriff fast unmöglich; sein Centrum verdeckten drei einzelne kegelförmige Hügel, welche alle verschanzt und mit Batterien versehen waren; sein rechter Flügel stand auf Anhöhen, welche die ganze unten liegende Ebene dominirten, und jeden Angriff in der Fronte äußerst mislich machten: an diesen Höhen lief ein dichter meilenlanger Wald hin. Diese so gestellte Armee sollten wir mit unsern 60,000 Mann entweder angreifen und schlagen, oder aus Mangel an Subsistenz im Angesicht eines überlegenen Feindes eine gefährliche retraite machen. Ich wählte das Erstere, und machte den Abend des 23. in aller Stille diesem Entschluß gemäß meine Dispositionen, die gottlob so glücklich ausgeführt sind, daß wir die größten Schwierigkeiten überwunden und die in jeder Hinsicht so sehr superieuren Streitkräfte des Feindes fast vernichtet haben. Ein Haupttheil dieser Dispositionen bestand in der Detaschirung des Generals Popler mit 20,000 Mann, welcher in der Nacht durch Hülfe der Dunkelheit und des Waldes den rechten Flügel des Feindes tourniren und ihn im Rücken bearbeiten sollte, während wir ihn in der Fronte attaquirten. Dieser Plan, die Feinde aus ihren Positionen herauszumanövriren, die wir mit der größten bravoure von vorn nicht zu forciren hoffen konnten, reussirte vollkommen durch jene Gewandheit und Geschicklichkeit, die Sie an diesem unternehmenden General kennen. Die Verabredung war, mit Tagesanbruch, des Morgens um 4 Uhr, zu gleicher Zeit im Centrum und im Rücken des Feindes den Angriff zu beginnen, doch so, daß wir den Feind mit kleinen Scharmützeln und Gefechten hinhielten durch Demonstrationen auf sein Centrum und seinen linken Flügel,

bis die Kanonade auf seinem rechten Flügel uns meldete, das Treffen sey dort begonnen. Diesem Plan gemäß rückten wir den 24. in aller Frühe gegen das feindliche Centrum vor, in der Meinung, bloß die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns zu ziehen und bis zu dem verabredeten Zeitpunkt jedes ernsthafte engagement zu vermeiden. Siehe da debouchirte der Feind ganz unerwartet aus den Zwischenräumen der seinem Centrum vorliegenden drei Hügel, und deployirte eine doppelte Ueberlegenheit gegen uns, und stürzte mit solcher Gewalt auf uns, daß wir 2 Stunden ein sehr zweifelhaftes Gefecht zu soutenîren hatten. Da, als der Feind schon anfing Terrain über uns zu gewinnen, erschienen zu rechter Zeit von unsern gegen den linken feindlichen Flügel detaschirten Truppen 10,000 Mann zum Soutien, und zugleich ließ sich General Poplers Ankunft an dem Ort seiner Bestimmung hören. Dieser General war durch die Schwierigkeiten der Wege einige Stunden länger aufgehalten worden, als wir berechnet hatten. Kaum aber erschien er im Rücken des Feindes, so wandte sich das Glück des Tages schnell auf unsere Seite; er warf den rechten feindlichen Flügel, der in der wildesten Unordnung floh, auf das feindliche Centrum, nahm stürmend alle Batterien, und drang gegen das Centrum vor. Auch wir griffen nun mit neuem Muthe an, bemächtigten uns der Batterien der Hügel, und sahen den Feind bald in allgemeiner Verwirrung und Flucht. Das Defilee, welches die feindliche Position so stark gemacht hatte, ward nun das Verderben der feindlichen Armee: Flüchtlinge, Bagage, Artillerie, alles drängte und verwickelte sich unter einander. Zwar machte der feindliche Feldherr noch einmal tête, und versuchte mit der Elite seiner Grenadiere noch einen letzten verzweifelten Angriff, aber vergebens; unsre

Infanterie stand inebranlable und zeigte ihnen die Spitzen der Bayonette, und die Kavallerie hieb bald mit solchem Ungestüm ein, daß ihr choc alles terrassirte und der zersprengte Feind à la debandate floh und größtentheils niedergehauen oder gefangen ward.

Eben kömmt die Nachricht, daß unsre leichte Kavallerie noch 7000 Gefangene gemacht und noch 15 Kanonen und viele Pulver- und Zeugwagen genommen hat; auch heißt es, daß sich das befestigte Fort Klapp, welches die freie Fahrt auf dem Strom Bnu sehr genirte, ergeben hat, ohne daß die Garnison erwartete, daß Bresche geschossen ward.

(Dieser Bericht deutsch.)

Ich habe die Ehre, mein Herr General, Sie hiedurch in aller Eile zu benachrichtigen, daß wir gestern, den 24. dieses, einen der vollständigsten und glänzendsten Siege über den Feind erfochten haben. Er ist gänzlich geschlagen, 7000 bis 8000 Todte, die das Schlachtfeld bedecken, 10000 Gefangene, 8 eroberte Fahnen, 70 genommene Kanonen, und eine unzählige Beute an Pferden, Wagen, Waffen, Troß, sind bis jetzt die Folgen dieses glorreichen Tages. Des Feindes Rückzug ist kein Rückzug, sondern eine völlige Flucht, ja eine Flucht voll Verwirrung. Unsere Reiterei sitzt ihnen hart in den Fersen, und wir dürfen noch viele Gefangene hoffen. Dieser große Erfolg unserer Waffen ist für uns wenig blutig gewesen; durch geschickte und wohl abgemessene Manöver, und vorzüglich durch die wirksamen Bewegungen unsers linken Flügels, der den Feind umging und im Rücken nahm, war das Treffen binnen 5 Stunden zu unserm größten Vortheil entschieden. Alles dies macht unserm Heer um

so größere Ehre, da der Feind die Vortheile der Stellung und der Zahl voraus hatte. Folgende sind die Hauptmomente dieser denkwürdigen Schlacht:

Der Feind, etwa 80,000 Mann stark, stand in einer sehr festen Stellung bei Teres, ungefähr 2 Meilen diesseits des Flusses Bnu: sein linker Flügel war an einen See gelehnt, und die Fronte desselben war durch mehrere sumpfige und von tiefen Graben durchschnittene Schlüchte gedeckt, abscheuliche und fast unfahrbare Wege, die von unserer Seite zu diesen Vertiefungen führten, machten hier jeden Angriff fast unmöglich; sein Centrum verdeckten drei einzelne kegelförmige Hügel, welche alle verschanzt und mit Batterien versehen waren; sein rechter Flügel stand auf Anhöhen, welche die ganze unten liegende Ebene beherrschten und jeden Angriff in der Fronte äußerst mislich machten: an diesen Anhöhen lief ein dichter meilenlanger Wald hin. Dieses so gestellte Heer sollten wir mit unsern 60,000 Mann entweder angreifen und schlagen, oder aus Mangel an Unterhalt im Angesicht eines überlegenen Feindes einen gefährlichen Rückzug machen. Ich wählte das Erstere, und machte den Abend des 23. in aller Stille diesem Entschluß gemäß meine Anordnungen, die gottlob so glücklich ausgeführt sind, daß wir die größten Schwierigkeiten überwunden und die in jeder Hinsicht so sehr überlegenen Streitkräfte des Feindes fast vernichtet haben. Ein Haupttheil dieser Anordnungen bestand in der Entsendung des Generals Popler mit 20,000 Mann, welcher in der Nacht durch Hülfe der Dunkelheit und des Waldes den rechten Flügel des Feindes umgehen und ihn im Rücken bearbeiten sollte, während wir ihn in der Fronte angriffen. Dieser Plan, die Feinde aus ihren Stellungen herauszumanövriren, welche wir mit der größten Tapferkeit von vorn nicht zu überwältigen (erzwingen) hoffen konnten, glückte vollkommen durch

jene Gewandheit und Geschicklichkeit, die Sie an diesem unternehmenden General kennen. Die Verabredung war, mit Tagesanbruch, des Morgens um 4 Uhr, zu gleicher Zeit im Centrum und im Rücken des Feindes den Angriff zu beginnen, doch so, daß wir den Feind mit kleinen Scharmützeln und Gefechten hinhielten durch Anspielungen auf sein Centrum und seinen linken Flügel, bis die Kanonade auf seinem rechten Flügel uns meldete, das Treffen sey dort begonnen. Diesem Plane gemäß rückten wir den 24. in aller Frühe gegen das feindliche Centrum vor, in der Meinung, bloß die Aufmerksamkeit des Feindes auf uns zu ziehen und bis zu dem verabredeten Zeitpunkt durchaus nicht ernstlich mit ihm anzubinden. Siehe da brach der Feind ganz unerwartet aus den Zwischenräumen der seinem Centrum vorliegenden drei Hügel hervor, und entfaltete eine doppelte Ueberlegenheit gegen uns, und stürzte mit solcher Gewalt auf uns, daß wir 2 Stunden ein sehr zweifelhaftes Gefecht auszuhalten hatten. Da, als der Feind schon anfing Land über uns zu gewinnen, erschienen zu rechter Zeit von unsern gegen den linken feindlichen Flügel entsendeten Truppen 10000 Mann zur Unterstützung, und zugleich ließ sich General Poplers Ankunft an dem Ort seiner Bestimmung hören. Dieser General war durch die Schwierigkeiten der Wege einige Stunden länger aufgehalten worden, als wir berechnet hatten. Kaum aber erschien er im Rücken des Feindes, so wandte sich das Glück des Tages schnell auf unsere Seite; er warf den rechten feindlichen Flügel, der in der wildesten Unordnung floh, auf das feindliche Centrum, nahm stürmend alle Batterien, und drang gegen das Centrum vor. Auch wir griffen nun mit neuem Muthe an, bemächtigten uns der Batterien der Hügel und sahen den Feind bald in allgemeiner Verwirrung und Flucht. Die Enge, welche die

feindliche Stellung so stark gemacht hatte, ward nun das Verderben des feindlichen Heers: Flüchtlinge, Troß, Geschütz, alles drängte und verwickelte sich unter einander. Zwar setzte sich der feindliche Feldherr noch einmal wieder, und versuchte mit der Auswahl seiner Grenadiere noch einen letzten verzweifelten Angriff, aber vergebens; unser Fußvolk stand unerschütterlich, und zeigte ihnen die Spitzen der Bayonette, und die Reiterei hieb bald mit solchem Ungestüm ein, daß ihr Stoß alles niederwarf und der zersprengte Feind in völliger Auflösung floh und größtentheils niedergehauen oder gefangen ward.

Eben kömmt die Nachricht, daß unsere Reiterei noch 7000 Gefangene gemacht und noch 15 Kanonen und viele Pulver- und Zeugwagen genommen hat; auch heißt es, daß sich das befestigte Schloß Klapp, welches die freie Fahrt auf dem Strom Bnu sehr erschwerte, ergeben hat, ohne daß die Besatzung erwartete, daß Lücke *) geschossen ward.

*) Bresche: Bruch, Lücke, Riß. Diese drei Worte werden von unsern alten Schriftstellern dafür gebraucht; daher: in die Lücke treten, vor den Riß treten, oder stehen.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Arndt, Ernst Moritz,

Über Volkshaß

Leipzig 1813

L.germ. 254#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584403-9